

Sebastian Arnold

Zigarren verändern die kleine Welt

Ländliche Industrialisierung der Pfalz und ihre sozialen Auswirkungen im 19. und 20. Jahrhundert im Einzugsgebiet von Mannheim am Beispiel der Zigarrenfabriken in Rödersheim-Gronau

BEI GRIN MACHT SICH IHR WISSEN BEZAHLT



- Wir veröffentlichen Ihre Hausarbeit, Bachelor- und Masterarbeit
- Ihr eigenes eBook und Buch - weltweit in allen wichtigen Shops
- Verdienen Sie an jedem Verkauf

Jetzt bei www.GRIN.com hochladen
und kostenlos publizieren



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de/> abrufbar.

Dieses Werk sowie alle darin enthaltenen einzelnen Beiträge und Abbildungen sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung, die nicht ausdrücklich vom Urheberrechtsschutz zugelassen ist, bedarf der vorherigen Zustimmung des Verlanges. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Bearbeitungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen, Auswertungen durch Datenbanken und für die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronische Systeme. Alle Rechte, auch die des auszugsweisen Nachdrucks, der fotomechanischen Wiedergabe (einschließlich Mikrokopie) sowie der Auswertung durch Datenbanken oder ähnliche Einrichtungen, vorbehalten.

Impressum:

Copyright © 2012 GRIN Verlag
ISBN: 9783656198796

Dieses Buch bei GRIN:

<https://www.grin.com/document/193420>

Sebastian Arnold

Zigarren verändern die kleine Welt

Ländliche Industrialisierung der Pfalz und ihre sozialen Auswirkungen im 19. und 20. Jahrhundert im Einzugsgebiet von Mannheim am Beispiel der Zigarrenfabriken in Rödersheim-Gronau

GRIN - Your knowledge has value

Der GRIN Verlag publiziert seit 1998 wissenschaftliche Arbeiten von Studenten, Hochschullehrern und anderen Akademikern als eBook und gedrucktes Buch. Die Verlagswebsite www.grin.com ist die ideale Plattform zur Veröffentlichung von Hausarbeiten, Abschlussarbeiten, wissenschaftlichen Aufsätzen, Dissertationen und Fachbüchern.

Besuchen Sie uns im Internet:

<http://www.grin.com/>

<http://www.facebook.com/grincom>

http://www.twitter.com/grin_com

Zigarren verändern die kleine Welt

Ländliche Industrialisierung der Pfalz und ihre sozialen Auswirkungen im 19. und 20. Jahrhundert im Einzugsgebiet von Mannheim am Beispiel der Zigarrenfabriken in Rödersheim-Gronau

**Dokumentation der Dauerausstellung des
Sozialhistorischen Zigarrenfabrik Museums der Pfalz
in Rödersheim-Gronau**

Inhaltsverzeichnis

	Seite
1. Vorwort, Fragestellung und geografische Situation	3
2. Zeittafel: Ortsgeschichte, Tabak und Zigarrenfabriken	7
3. Voraussetzungen und Rahmenbedingungen	11
3.1. Der Rhein als Lebensader und Mannheim als Motor der pfälzischen Wirtschaft im 19. Jahrhundert – und ihrer Zigarrenindustrie	11
3.3. Bevölkerungsexplosion: Deutliche Zunahme der Einwohnerzahl ab Mitte des 19. Jahrhunderts bis ca. 1925	17
3.3. Kleinflächige Parzellierung der Landwirtschaft als ein Effekt der ländlichen Industrialisierung	26
3.4. Von Mannheim in die Vorderpfalz - nach Rödersheim und Alsheim	33
3.5. Industrierelevante Entwicklung der Verkehrsinfrastruktur im Ort	36
4. Sozialer Wandel	42
4.1. Die Entwicklung im Überblick	43
4.2. Wandel des sozialen Systems	52
5. Vertiefende Betrachtung einzelner Ausprägungen des gesellschaftlichen Lebens	57
5.1. Werkmeister steuern die Veränderung	57
5.2. Freizeit und Vereinsleben	61
5.3. Die Zigarrenarbeiterin	70
5.4. Heimarbeit und Kleinfabrikanten	80
5.5. Gewerkschaften	83
5.6. Arbeit und Leben im Alltag Arbeitszeit – Wohnsituation – Entlohnung – Ernährung – Berufskrankheiten – Arbeitsschutz und Fabrikaufsicht	85
6. Eine Zigarre entsteht – Produktionsschritte in den Zigarrenfabriken von Rödersheim und Alsheim	98
6.1. Tabak vom Feld in die Fabrik	99
6.2. Schritt 1: Tabakvorbereitung mit Reißen und Entripfen	102
6.3. Schritt 2: Wickeln	104
6.4. Schritt 3: Rollen	108
6.5. Schritt 4: Konfektionieren	111
7. Fabrikstandorte und auswärtige Hersteller in Rödersheim und Alsheim	113
8. Jüdische Firmen mit Betrieben in Rödersheim und Alsheim	116
Literaturverzeichnis/Quellen/Bildnachweise	119

1. Vorwort, Fragestellung und geographische Situation.

„Der Tabak hat eine weltgeschichtliche Bedeutung. Jeder muss ihm das zuerkennen, ob er ihn für gesund oder schädlich hält, ihn liebt oder verabscheut.“

Hoffmann v. Fallersleben (nach Aschenbrenner/Stahl Vorwort)

Der Raum „Vorderpfalz“, eingegrenzt durch den Rhein im Osten, den Mittelgebirgszug der Haardt im Westen, das rheinhessische Hügelland im Norden und die französische Grenze im Süden zeigt eine ganz eigene Siedlungsstruktur. Sie ist gekennzeichnet durch die morgendlichen Autokolonnen mit vollen Bussen und Zügen sowie Stau auf der Autobahn A650: Angestellte und Arbeiter aus den Dörfern und Städten der Region fahren in das Zentrum der Metropolregion Rhein-Neckar, nach Mannheim und Ludwigshafen – und abends wieder zurück. Die Städte und Dörfer liegen relativ dicht gedrängt in der Rheinebene um das Zentrum herum.

Wie Beck (S. 13) beschreiben viele Autoren die morphologische Gestalt der Vorderpfalz mit den vier Hauptzonen (vom Rhein bis zum Haardtrand): Stromaue, Terrassenriedelland, Vorhügelzone und vordere Gebirgszone des Pfälzer Waldes.

Der Bereich Mittelhaardt weist dabei höchst unterschiedliche Bodenbeschaffenheiten auf, die heute in den groben Agrarzonen Rheinauen, Weinbau, Gemüsebau, Waldflächen vereinfacht dargestellt werden. Die „Böhler Platte“ liegt dabei als höchst fruchtbare Lößfläche im Gebiet der Vorhügelzone und zeichnet sich entsprechend durch eine hohe – seit der Römerzeit nachgewiesene – Besiedlungsdichte aus.

Östlich am Rhein werden die Zonen durch den Rhein und das Zentrum der Metropolregion Rhein-Neckar – Mannheim/Ludwigshafen – mit ihrer hohen Industriedichte begrenzt. Dort finden sich seit dem 20. Jahrhundert auch die Mehrzahl der Arbeitsplätze der Region.

Ein dichtes Verkehrsnetz ermöglicht kurze Anfahrtszeiten an den Arbeitsplatz und so ein Leben außerhalb des städtischen Zentrums „auf dem Land“. An der Schnittstelle zwischen dem „Gemüsegarten Deutschlands“ und der „exklusiven“ Weinregion Mittelhaardt – wie das pfälzische Regionalmarketing die Region derzeit positioniert – liegt mit rund 3000 Einwohnern die Gemeinde Rödersheim-Gronau.



Bild 1: Rödersheim-Gronau liegt im Mittelpunkt des Dreiecks der pfälzischen Städte Ludwigshafen, Neustadt an der Weinstraße und Bad Dürkheim, am Schnittpunkt zwischen dem Weinbaugebieten an der Weinstraße und dem Obst- und Gemüseanbau im Terrassen-Riedelland zum Rhein hin. Ludwigshafen/Mannheim ist ca. 20 km entfernt.

Die Ortsteile Rödersheim und Alsheim (vorher auch Alsheim bei Gronau mit Bezug auf die abgegangene Burg Gronau, ab 1921 Alsheim-Gronau, nach Volkert S. 515) entstanden - höchstwahrscheinlich im 6. Jahrhundert - als typische Bauernsiedlungen, deren Strukturen fast 1500 Jahre durch die Landwirtschaft bestimmt wurden. Erst vor nicht einmal 150 Jahren änderte sich dies innerhalb weniger Jahre grundlegend:

Heute ist der Ort im Wesentlichen ein Wohnort ohne Industrie und nur wenigen ortsansässigen Gewerbebetrieben. Rödersheim-Gronau zeigt sich als eine typische Wohnsiedlung der Vorderpfalz, deren Menschen vor allem in den Zentren der Metropolregion arbeiten, dagegen im Ort wohnen und viel von ihrer Freizeit verbringen.

Bis vor wenigen Jahren galt der Ort als klassisches „Anilinerdorf“ (Aniliner ist die volkstümliche Bezeichnung für Mitarbeiter der BASF, früher benannt als Badische Anilin- und Sodafabrik), das vom Arbeitsrhythmus der Industrie geprägt war.

Die technisch hochgerüstete Landwirtschaft ist hier ausgeprägt und bestimmt das Landschaftsbild außerhalb der Siedlungen, betrifft jedoch nur noch eine sehr kleine Zahl von Einwohnern: Die Ackerflächen machen zwar 91,4% der Gemarkung aus, jedoch werden diese 2009 nur noch von 15 Haupt- und Nebenerwerbslandwirten bewirtschaftet (Online-Datenbestand des Statistischen Landesamtes 2010). Ein großer Anteil der landwirtschaftlichen Flächen wird von auswärtigen Landwirtschaftsunternehmen bewirtschaftet.

Die Einwohner pendeln somit zum größten Teil täglich zu den Arbeitsstätten in den Zentren der Umgebung und verbringen ihre Freizeit am Ort.

Mit einer guten Versorgungsinfrastruktur und umfassendem Vereinsleben ist der Ort auch für junge Familien interessant, da Eltern ihren Kindern ein „behütetes“ Leben und Aufwachsen bieten können.

Noch vor rund einhundertfünfzig Jahren waren die Einwohner fast ausschließlich – unmittelbar oder mittelbar – von der Landwirtschaft abhängig, die Gesellschaft durch die Landwirtschaft bestimmt. Das Leben auf und mit dem Feld bestimmte den Lebens-Rhythmus und die soziale Stellung in der Gesellschaft. Nur wenige Einwohner arbeiteten als Handwerker am Ort und in den umliegenden Gemeinden, noch weniger waren als Händler oder anderen Dienstleistungsbranchen tätig. Wer in der Landwirtschaft kein Auskommen fand, sei es in der Bauernfamilie, als Knecht/Magd oder Tagelöhner, war zum Auswandern gezwungen.

Die Epoche der Zigarrenmacher brachte die erste grundlegende Veränderung dieser seit Gründung der Orte im Frühmittelalter bestehende Ordnung. Die Fabrikansiedlung stand in keinem Zusammenhang mit der örtlichen landwirtschaftlichen Produktion – der Tabakbau hatte zu diesem Zeitpunkt keine Bedeutung mehr am Ort.

Mit den Zigarrenfabriken im Ort entwickelte sich eine neue, industriell bestimmte Kultur in Rödersheim-Gronau. Sie prägte einige Jahrzehnte das Ortsbild mit eigenen Statussymbolen und Werthorizonten parallel zur traditionellen Bauernkultur, übernahm einige Elemente und verdrängte letztendlich die alten bäuerlichen Traditionen und Strukturen.

Damit bringt diese Epoche nach über 1150 Jahren den ersten grundlegenden gesellschaftlichen Wandel im Dorf – in Rödersheim konnte weder die Reformation, noch der Dreißigjährige Krieg oder die Säkularisation einen auch nur ähnlichen grundlegenden Wandel erzeugen.

Diesen Wandel gab es auch in den anderen Gemeinden der Vorderpfalz – wenn auch mit anderen Industriezweigen wie der Schuhproduktion, Eisenverarbeitung oder der Weberei, bei denen die Industrie zu ähnlichen kulturellen Veränderungen führte. Auch dort bedeutet die ländliche Industrialisierung die Übergangsphase zur heutigen Wohn- und Freizeitkultur, die das Leben in den Gemeinden prägt. Die ländliche Industrie ist zurückgegangen, die Betriebe sind im Wesentlichen auf die rheinanliegenden Gemeinden und punktuelle Industriezentren wie Kaiserslautern konzentriert.

Die Arbeiter folgten jedoch der Industrie nicht, blieben mehrheitlich „auf Ihrer Scholle“ und pendelten täglich zur Arbeit „in die Stadt“. Dieses Verhalten begründet die eigentümliche, heute noch stark flächenorientierte Siedlungsstruktur des Rhein-Neckar-Dreiecks als Zentrum der Metropolregion Rhein-Neckar mit den Kernstädten Mannheim und Ludwigshafen.

Die Gründe für diese untypische Entwicklung und ihre sozialen Auswirkungen im Zuge der Industrialisierung werden am Beispiel von Rödersheim-Gronau deutlich.

Leider ist die Datenlage für die Zigarrenindustrie im Gebiet des linksrheinischen Gebietes der Pfalz, die nach der napoleonischen Zeit als „Rheinkreis“ Bayern zugeschlagen (und ab 1837 seitens der bayerischen Verwaltung den Namen Pfalz erhielt) und im Gegensatz zur rechtsrheinischen „Kurpfalz“ in der damaligen Literatur oft bayerische Pfalz genannt wurde, nicht sehr detailliert. Die bayerische Regierung hatte wohl wenig Interesse an der Erhebung entsprechender Daten. So wurden laut Wágner (S. 143) ab 1878 keine spezifischen statistischen Werte für die Tabakverarbeitung mehr erhoben. Dies scheint an der agrarisch orientierten Politik der bayerischen Regierung gelegen zu haben. Dagegen stehen für die badische Pfalz, deren Regierung die Industrialisierung und den Handel stark förderte, wesentlich umfangreichere Daten, Informationen und Auswertungen zur Verfügung. Die sozialen Auswirkungen der Industrialisierung in Baden können jedoch für die bayerische Pfalz als weitgehend analoge Effekte gesehen werden, da die soziodemographischen Strukturen und Ausgangssituationen weitgehend identisch waren.

Diese Arbeit kann somit einen Beitrag leisten für die Begründung der heutigen gesellschaftlichen Situation und damit auch für die Vorausschau der gesellschaftlichen Entwicklung in den kommenden Jahrzehnten in der Pfalz, wenn durch steigende Energiekosten die Mobilität der Bevölkerung wieder eingeschränkt ist.

Schon heute wird deutschlandweit wieder ein Trend zur „Landflucht“ beobachtet. Wieweit wird sich dies in der Vorderpfalz auswirken? Der Blick in die Geschichte kann hier die Grundlage für die Antworten geben. Ein Blick in die Geschichte der Zigarrenmacher als eine der bedeutendsten Arbeitergruppen in der Pfalz um 1900.



Bild 2: Standesbewusste Arbeiter und Arbeiterinnen - Belegschaft Betrieb Brückelmayer vor 1914, Hauptstraße 179, links außen der Betriebsgründer, rechts außen dessen Vater.

2. Zeittafel: Übersicht der Zigarrenmacher-Epoche in Rödersheim und Alsheim-Gronau



Bild 3: Eine Gruppe Arbeiterinnen und Arbeiter des Betriebes Friedhofstraße 8, Fa. Brunner&Schweitzer, ca. 1912.

Bis 1648

Die Nachbargemeinden Rödersheim und Alsheim sowie die benachbarte Burg Gronau werden mit den unterschiedlichen Herrschaften nicht nur politisch, sondern auch kulturell getrennt: Burg Gronau und Alsheim werden als kurpfälzische Besitztümer evangelisch geprägt, das Leben in Rödersheim als Besitz des Hochstiftes zu Speyer dagegen bis Mitte des 20. Jahrhunderts von den katholischen Werthorizonten bestimmt. Bei beiden Orten bleibt jedoch die bäuerliche Kultur Grundlage des gemeinschaftlichen Lebens.

1737/1739

Erster urkundlicher Nachweis des Tabakanbaus in Rödersheim. Zunächst erscheint der Tabak in den Bestimmungen zur Abgabe des Zehnten. Zwei Jahre später ist vermerkt, dass Bauern mit der Bezahlung des ersteigerten Bauholzes vom Kirchenneubau warten können, bis sie ihren Tabak und Wein verkauft haben (Zech 1978).

1788

Erste deutsche Zigarrenfabrik in Hamburg. Die Hafenstädte Hamburg und Bremen waren erste Zentren der Zigarrenfabrikation.

1795

Die Burg Gronau wird zerstört und in Folge abgetragen.

1798

Die linksrheinische Pfalz Ende der Zugehörigkeit von Rödersheim zum Domkapitel/Hochstift Speyer nach mehr als 940 Jahren. Bereits mit der ersten urkundlichen Erwähnung im Jahr 858 ist die Zugehörigkeit des Ortes zum Speyerer Dom als Guts- und Zehnthof belegt. Noch 1952 erfolgt anlässlich einer Glockenweihe ein „Treuegelöbnis des Volkes zum Bischof“ (Zech 1989 S. 75)

Nach 1800

Mannheim wird Hauptumschlagplatz für die süddeutschen Tabakanbaugebiete und Ausgangspunkt der regionalen Zigarrenfabrikation.

Ab ca.1820

Ausbreiten der Zigarrenfabrikation vor allem in der Kurpfalz und den badischen ländlichen Gebieten. Zunächst wird die Produktion als Ergänzung zu den anderen Tabakfabrikaten wie Pfeifen oder Kautabak betrieben. Verwendet werden vor allem die örtlichen angebauten Tabake. Die Nachfrage für die vergleichsweise teuren Stücke erscheint eher gering.

Ab 1805 bis 1871

Der schrittweise Wegfall von Zollschranken und die Verringerung der Transportkosten insbesondere über den Rhein ermöglicht Zug um Zug die wirtschaftliche Einfuhr von zigarrenspezifischen Auslandstabaken und damit die Produktion von hochwertigen Zigarren. Züchtung und Anbau heimischer Zigarrentabaksorten wie Geudertheimer und Lorscheider Deckblatt sowie Anbau außerregionaler, geeigneter Sorten wie Goundie unterstützen die Preisreduzierung.

Ab ca. 1840

Mannheim steigt mit der wachsenden Bedeutung des Hafens zur Handelsmetropole auf. Die jüdischen Makler entdecken das Geschäft mit der Zigarre.

1857

August Becker beschreibt in seinem Buch "Die Pfalz und die Pfälzer" (S. 54) u.a. Rödersheim und Alsheim Gronau als "Getreide- und Tabakbau- Gemeinden." Die "Blätter für Landwirtschaft und Gewerbeswesen" verzeichnen für dieses Jahr für Rödersheim und Alsheim-Gronau eine Jahresproduktion an Tabak von insgesamt 980 Tonnen der Sorten Ammerforter, Friedrichsthaler und Goundie.

Mit der neuen chemischen Düngung und dem chemischen Pflanzenschutz verliert der Tabakbau aber innerhalb weniger Jahrzehnte an Bedeutung zugunsten lohnenderer Feldfrüchte. Ende des 19. Jahrhunderts ist über den Eigenbedarf hinaus kein Tabakanbau in den Orten mehr festzustellen.

Ca. 1865 bis 1870

Die Entwicklung der Hanauer Pressformen bringt eine deutliche Preissenkung der Zigarre.

Ab ca. 1870

Zigarrenrauchen wird Mode: Passionierte Zigarrenraucher wie Bismarck geben den Trend vor. Vom Luxusobjekt des Adels wandelt es sich zum Kennzeichen des bürgerlichen Wohlstands. Die Pfeife wird Kennzeichen des „Armen Mannes“.

1878

Mit Zugenfuß, Schneider (Hördt) erste derzeit bekannte Betriebsanmeldung einer Zigarrenfabrikation am Ort.

1883

Gesetz zur Krankenversicherung der Arbeiter, in den Gemeindekassen werden Krankenversicherungskassen eingerichtet (Ortskrankenkassen).

1887

Friedrich Maurer siedelt den Betrieb Brunner&Schweitzer, Mannheim von Alsheim nach Rödersheim in firmeneigene Gebäude um und wird dort „1.Werkmeister“. Die Zigarrenfabrikation überflügelt schnell die Landwirtschaft und nimmt in der wirtschaftlichen Bedeutung die zentrale Stelle im Ort ein.

Gründung des Männergesangvereins Frohsinn als Gesangverein der Zigarrenmacher. Weitere Vereine, die von den Zigarrenmachern mindestens stark beeinflusst wurden (durch überproportionale Vertretung der Zigarrenmacher in der jeweiligen Vorstandschaft), entstanden in den Folgejahren beispielsweise 1897 der Turnverein Rödersheim e.V., 1898 der sozialcharitative St.Elisabethenverein e.V. Rödersheim oder 1899 der Kirchenchor St. Leo Rödersheim.

1912

„Glanzzeit der Rödersheimer Zigarrenmacher“: 4 Fabrikbetriebe in Rödersheim erwähnt, Nennung der Beschäftigtenzahl rund 800 (allein Brunner&Schweitzer bis 300) – bei einer Einwohnerzahl von 1250. In Alsheim werden bei 350 Einwohner rund 150 Arbeiter in den örtlichen Fabrikationsbetrieben gezählt.

1914

Zusammenlegung der Ortskrankenkassen zu den AOK: Der Streit zur Einrichtung einer Betriebskrankenkasse für Brunner&Schweitzer zur Entlastung der Ortskrankenkasse erübrigt sich.

Ausbruch des ersten Weltkrieges: Die Männer werden für körperlich schwere Arbeiten oder an der Front benötigt - die Frauen bestimmen endgültig das Bild der örtlichen Fabrikarbeit.

1918

Besatzungszone und wirtschaftliche Abschottung: Mit dem Rhein als Grenze können die Mannheimer Firmen den Betrieb nicht mehr aufnehmen. Erst Jahre später werden Mannheimer Firmen wieder hier fertigen.

1927

Nur noch rund 200 Beschäftigte arbeiten in den Rödersheimer Zigarrenfabriken, vor allem Frauen. Einige Zigarrenarbeiterinnen und -arbeiter pendeln täglich bis nach Mannheim und Kaiserslautern. Die meisten männlichen Arbeiter pendeln nach Ludwigshafen zur besser bezahlten Arbeit in anderen Branchen, immer mehr in die BASF.

Alsheim bei Gronau wird umbenannt in Alsheim-Gronau.

1933

Maschinenverbotsgesetz: Die Automatisierung des Zigarrenmachens wird verboten. Landwirtschaft wird vom Deutschen Reich stark subventioniert, auch im Ort gründen sich neue Landwirtschaftsbetriebe.

1936

Rödersheim wird als „Dorado der Zigarrenmacher“ bezeichnet.

1941 bis 1945

In der Kriegswirtschaft sind praktisch alle Betriebe stillgelegt. Ab 1945 Wiederaufnahme der Produktion, vor allem in Kleinbetrieben

Ab 1948

Größter Zigarrenbetrieb in Alsheim-Gronau und Rödersheim ist die Fa. Wolff, Oggersheim mit bis zu 170 Mitarbeiter in Alsheim-Gronau

1958

Aufhebung des Maschinenverbotsgesetzes, Beginn einer Automatisierungswelle in der Zigarrenfabrikation und damit Konzentration der Fertigung an den Unternehmens-Standorten. In Rödersheim und Alsheim-Gronau halten sich nur noch Kleinbetriebe.

1966

Die letzte Betriebsstätte – Zigarrenfabrik Rudolf Hetterich – in Rödersheim-Gronau schließt.

1968

Zwangsweiser Zusammenschluss von Rödersheim und Alsheim-Gronau zu Rödersheim-Gronau

1987

100-Jahr-Feier des früheren Zigarrenmacher-Gesangsvereins MGV Frohsinn, heute größter Verein im Ort mit über 500 Mitgliedern

2009

Einweihung des Zigarrenfabrikmuseums im „Neuen Schulhaus“ von 1910.



Bild 4: 1887 wurde die neue Zigarrenfabrik der Mannheimer Tabak und Zigarrenhandelsfirma Brunner & Schweitzer in Rödersheim eingeweiht: Erste Fabrik und Ausgangspunkt der Industrialisierung und der Zigarrenindustrie im Ort.

3. Voraussetzungen und Rahmenbedingungen

3.1. Der Rhein als Lebensader und Mannheim als Motor der pfälzischen Wirtschaft im 19. Jahrhundert – und ihrer Zigarrenindustrie

„Beim Handel und der Verarbeitung des Pfälzer Tabaks spielen die Plätze Mannheim – neben Bremen heute größter Handels- und Stapelplatz für Tabak und Tabakwaren –, Speyer, Germersheim und Landau die Hauptrolle.“ (Hartig 1930, S.40)

Grundvoraussetzung für die Ansiedlung der Zigarrenindustrie war nicht der Tabakanbau vor Ort. Pfälzer Tabakbau hat eine lange Tradition. Schon 1573 sollen im pfälzischen Dörfchen Hatzenbühl durch den Dorfpfarrer Anselm Anselmann die ersten Tabakpflanzen auf deutschem Boden angebaut worden sein (nach Aussage der Gemeindeverwaltung). Der Anbau brachte zwar eine örtliche Tabakverarbeitung mit sich. Da sich die deutschen Tabake des 19. Jahrhunderts jedoch für bessere und hochwertige Zigarren nur als Einlage eigneten (Schreiber 1850 S. 49f), war die Zigarrenfabrikation auf Importtabak aus Mittel- und Nordamerika angewiesen. Die Produktion war somit zunächst dort am Günstigsten, wo die Übersee-Tabake an Land kamen. So entstand die erste Zigarrenfabrik auf deutschem Boden 1788 in Hamburg (Schreiber 1850, S.192), später in Bremen, das im Laufe der Jahrzehnte Hamburg als wichtigste deutsche Zigarrenhandelsstadt und auch für Mannheim als süddeutsches Zentrum des Tabakhandels und der Tabakindustrie wesentliche Impulse setzte (vgl. S. 34f dieser Arbeit).

Schreiber berichtet 1850 über die Einführung der Zigarre als Marketing-Effekt: *„Im Jahre 1788 errichtete der Tabakfabrikant H. Schlottmann zu Hamburg die erste Cigarrenfabrik...anfänglich wollten seine Cigarren keine Käufer finden und er mußte sie wegschenken...Als mehrere Schiffe in der Folge Cigarren aus Amerika mitbrachten und diese in Parthien verkauft wurden, ging es bald besser....In den Jahren 1797 und 1797 wurde das Cigarrenrauchen in Hamburg zur Mode und bald ein wahres Bedürfnis...bis endlich die Cigarrenproduktion einer der wichtigsten Industriezweige Hamburgs geworden ist..... Sie beschäftigt mehr als 10.000 Personen, größtentheils Frauenzimmer und Kinder, und erzeugt jährlich 150 Millionen Cigarren...so dass jährlich 168 Millionen Cigarren vom Hamburger Handel umgesetzt werden, von denen ungefähr 153 Millionen ausgeführt und ungefähr 15 Millionen in Hamburg konsumiert werden...“*

Selbstverständlich wurden die badischen und pfälzer Tabake auch exportiert. Als wichtiger Umschlagplatz bot sich hier Mannheim an, da dort die Ware sowohl über den Neckar wie über den Rhein verschifft werden konnte. Zudem war ab hier der Rhein den Großteil eines Jahres schiffbar.

Mannheim war nach ihrer Glanzzeit als Festungs- und Residenzstadt der Pfälzer Kurfürsten, nach den Zerstörungen in den Revolutionskriegen und schließlich nach der Abtrennung von den linksrheinischen Gebieten der Pfalz zu Beginn des 19. Jahrhunderts in einen biedermeierlich-beschaulichen Ruhezustand gefallen, wie sie typisch ist für schlichtweg unbedeutende Städte.

Jedoch wurde die Stadt durch eine Reihe von Ereignissen im 19. Jahrhundert neu geweckt und erlebte in der Folge einen rasanten Aufstieg als Handels- und später Industriestadt. Von diesem

Sog profitierte die ehemalige rechtsrheinische Anlandung der Stadt, die sogenannte Rheinschanze, heute Ludwigshafen am Rhein.

Begründet wurde der neue Aufschwung mit der Lage am Zusammenfluss von Rhein und Neckar. Dies war zunächst nicht besonders von Bedeutung. Im 19. Jahrhundert änderte sich jedoch die Bedingungen der Rheinschifffahrt von Grund auf.

Zunächst hatte der Rheintransport insbesondere den Vorteil, dass die Transporte wesentlich sicherer und zuverlässiger waren als der Landtransport. Und schließlich war es bis zum Aufkommen der Eisenbahn die einzige Alternative zum Pferdefuhrwerk über Land.

Dafür jedoch war der Rheintransport nicht gerade billig. Als Beispiel dienen kann hier eine Kalkulation für den Getreidetransport

Kalkulation für Transportkosten, hier für „600 Malter Getreide“ 1655
ab Alzey nach Holland (Ackermann S. 72):

Landfracht Alzey/Bingen	200 Gulden
Schiffsfracht Bingen/Köln	320 Gulden
Umschlagkosten und Spesen	68 Gulden
Zölle bis Köln	613 Gulden

Damit übertrafen die Transportkosten den damaligen Getreidepreis in der Pfalz von einem Gulden pro Malter um das Viereinhalbfache. Die Zollgebühren waren dazu noch höher als alle anderen Kosten zusammengenommen. Ein Getreidetransport nach Holland war damit uninteressant. Für den Tabaktransport kann dies als analog angenommen werden, eher jedoch war der Zoll noch höher anzusetzen.

Zu den Zollschränken gab es als weitere Hemmung das Stapelrecht der Städte Mainz und Köln: Alle Schiffsladungen mussten an deren Häfen an Land gebracht und dort zum Verkauf angeboten werden. Übrigens erhielt auch Mannheim zwischen 1804 und 1829 das Stapelrecht – als Wirtschaftsförderungsmaßnahme der badischen Regierung.

So war der Transport des Tabaks von den Überseehäfen nach Mannheim eine teure Angelegenheit. Die ersten Zigarren wurden entweder in die Pfalz als Luxusware importiert – oder aus heimischem Tabak wurden in geringerer Stückzahl Zigarren minderer Qualität als Ergänzung zu den Hauptprodukten Pfeifen- Kau- oder Schnupftabak hergestellt. Die Transport- und Zollkosten sowie der regionale Bedarf selbst machten eine Verarbeitung vor Ort lohnend: *„Auf dem einheimischen Tabakanbau fußend, besaß die Tabakindustrie in der Pfalz eine lange Tradition. 1820 ist dieser Produktionsbereich schon mit 16 Betrieben vertreten und damit neben den Papiermühlen der stärkste Industriezweig überhaupt in der Pfalz.“* (Geiger S. 293).

Die wirtschaftlichen Hemmnisse der Rheinschifffahrt wurden im 19. Jahrhundert in langwierigen und zähen Verhandlungen Schritt für Schritt reduziert.

Bewegung kam durch die

- Napoleonischen Regulierungen des Rheinzolls (Rhein-Schiffahrts-Oktroi von 1804), die
 - Rheinschiffahrtsakte von Mainz 1831, den
 - Beitritt Bayerns und Badens in den deutschen Zollverein 1834, bis schließlich mit der
 - revidierten Rheinschiffahrtsakte im Jahr 1868
- die völlige Abgabefreiheit erzielt wurde (Ackermann S. 82f).

Zu diesem Zeitpunkt war der Rheinschifffahrt durch die Eisenbahn eine so starke Konkurrenz erwachsen, dass den Rheinstaat wenig andere Möglichkeiten blieb, die Zölle abzuschaffen und so zumindest ihre Häfen wirtschaftlich betreiben zu können (Osswald 1903, S.7f).

Oberhalb Mannheims ersetzte die Eisenbahn ab 1855 die Rheinschifffahrt, die erst mit der Rheinregulierung ab 1907/1914 wieder wettbewerbsfähig wurde. Mit dieser Maßnahme konnten auch größere Frachtschiffe bis Karlsruhe, Straßburg und Basel fahren. Bis dahin wurden die Schiffsladungen in Mannheim auf die Eisenbahn umgeladen (Osswald 1910, S.12), die ab Mannheim-Ludwigshafen günstiger und schneller transportieren konnten. Jedoch blieb der Eisenbahn die wichtige Funktion des Güterverkehrs in die flußabwärts gelegenen Industriezentren wie Kaiserslautern oder Pirmasens. So wurde die Bahnstrecken ab Mannheim das Rückgrat der Güterverteilung in Südwestdeutschland. (Vgl. Gothein 1903, S.278f) und ermöglichte auch eine Zigarrenfabrikation abwärts der Rheinebene in Gebieten, die für den Karrentransport von Tabak weniger rentabel waren – zum Beispiel in Kaiserslautern.

Zu den wirtschaftlichen Verbesserungen traten zwei wesentliche technische Leistungen und Innovationen, die letztendlich die zentrale Bedeutung des Mannheim-Ludwigshafener Handelsplatzes: Die Rheinregulierung und das Aufkommen der Dampfschleppschifffahrt.

Bislang nutzte die Rheinschifffahrt Treidel- oder Segelschiffe mit Ladekapazitäten von bis zu 150 t. Dazu gab es gerade am Mittelrhein noch eine Reihe von Hemmnissen. So mußte oftmals am Binger Loch die Ladung gelöscht und weiter rheinaufwärts wieder aufgeladen werden. Ab Mannheim rheinaufwärts galt es in der Regel, die Ladung auf kleinere Schiffe mit Kapazitäten bis 100 t umzuladen. Demgegenüber konnten die Rheinschiffe ihre Ladung den Neckar hoch bis Heilbronn bringen, so dass diese Stadt und nicht Mannheim faktisch den eigentlichen Endpunkt der Rheinschifffahrt mit den größeren Schiffen bildete.

Mit dem Aufkommen der Dampfschifffahrtstechnik waren nun auch wesentlich größere Ladekapazitäten und kürzere Fahrtzeiten möglich. Die neuen Schiffe verkürzten die Transportzeit von mehreren Wochen auf mehrere Tage.

Zudem brachten sie durch die weitgehend wetterunabhängige Technik eine bislang unerreichte Regelmäßigkeit der Transporte – eine wichtige Voraussetzung für die Leistungsfähigkeit der Industriebetriebe (Ackermann S. 77ff. Zur Entwicklung der Dampfschleppschifffahrt auf dem Rhein und der damit verbundene Aufstieg Mannheim zur Handels- und Transportmetropole in Südwestdeutschland vgl. Gothein 1903, S. 254ff).

Wirtschaftlich nutzbar wurde die neue Technik letztendlich durch die Rheinregulierung, insbesondere durch die Erweiterung des Binger Lochs von 9 auf 23 Meter und bis 1933 auf 30 Meter (nach Van den Bergh 1834 sowie Osswald 1910 S.10).

So bot das jeweils größte Rheinschiff 1878 bereits 800t Tragfähigkeit, 1892 mit 1.560t schon fast das Doppelte, und 1910 war eine Ladung von 2.341t möglich. (Osswald 1910, S.61). Diese Schiffe konnten ihre Ladung von den niederländischen Seehäfen direkt bis Mannheim bringen. Damit verlor Neckarsulm seinen Rang als Endhafen, da die Rheinschiffe in Mannheim auf die kleineren Neckarschiffe umladen mussten. Gleiches galt für die weiter rheinaufwärts liegenden Häfen wie Speyer und Straßburg.

Ein ergänzender Vorteil des Standorts Mannheim war die moderne Hafen-Infrastruktur. Dabei bedeutete der bayerische Hafen im benachbarten Ludwigshafen eine so starke Konkurrenz, dass auch deshalb die Mannheimer Hafenanlagen permanent vergrößert und modernisiert

wurden und so eine leistungsfähige Infrastruktur boten, die den vergrößerten Güteraufkommen wie auch den neuen Schiffstechnologien der Dampfschleppschiffahrt gerecht werden konnten. Zudem waren die Schiffer Mannheims als Wirtschaftsmacht weitaus schwächer als die Schiffergilden in Mainz und Köln, so dass die neue Schiffstechnologie hier auf weniger Widerstand stieß und eher freudig aufgenommen wurde, während an den alten Stapelplätzen eher zögerlich mit entsprechenden Anpassungen der Hafeninfrastruktur reagiert wurde (vgl. Gothein 1903 an diversen Stellen).

Die extreme Steigerung des Umschlags in Mannheim verdeutlicht die Entwicklung von der Stadt als Handels- und Industriezentrum des Gründerzeitalters für den gesamten Südwestdeutschen Raum.



Bild 5: Mannheim als zentraler Güterumschlagplatz für Südwestdeutschland ab 1850: Mühlauhafen vor 1900

Umschlagsentwicklung der Rheinhäfen ab 1850 (in 1000t)

Jahr	Köln	Mainz	Mannheim
1850	223	174	85
1860	248	155	411
1880	204	245	1008
1900	858	1309	7498

(Ackermann S. 174)

Jahr	Karlsruhe	Straßburg
1905	167	98
1930	327	310

(Ackermann S. 181)

Innerhalb von zehn Jahren überflügelte der Umschlagplatz Mannheim die alten Rheinhäfen und lies sie schließlich weit hinter sich. Die Häfen weiter rheinaufwärts erreichten die Bedeutung nie, zumal hier die Eisenbahn große Marktanteile hielt: Die Transporte in das Umland waren von Mannheim aus mit deren bereits früh stark ausgebautem Verladeinfrastruktur Schiff/Bahn zeitgünstiger zu bewältigen.

Transportumschlag in Mannheim mit Hafen- und Bahnverkehr

Jahr	Umschlag (in 1000t)
1880	1840
1890	4730
1900	9050
1908	9290

(Osswald 1910, S. 121)

Dementsprechend nahm auch der Gesamtumschlag in Mannheim entsprechend zu: in nur knapp 20 Jahren vervierfachte er sich.

Die Bedeutung des Tabakimports und der hohe Verbrauch in Südwest wird in den entsprechenden Umschlagzahlen deutlich (Der Transportanteil an Fertigfabrikaten lag unter 5%, die Zahlen beschreiben also vor allem den Rohtabaktransport)

Der Verkehr mit Tabak in Mannheim (in t)

Jahr	Hafenverkehr		Bahnverkehr		Gesamt		
	Ankunft	Abgang	Ankunft	Abgang		Ankunft	Abgang
1870	1.111	4.747					
1880	1.056	3.729	6.153	7.650	18.589	7.209	11.379
1890	2.700	6.269	5.810	4.999	24.779	8.510	11.268
1900	9.090	5.157	5.173	8.075	27.497	14.263	13.232
1905	103.334	5.827	6.510	7.703	30.374	16.844	13.530

(Heymann S. 164)

Zu beobachten ist an dieser Tabelle auch, dass der Abgang relativ stabil blieb, während nach 1900 mehr Tabak eingeführt als exportiert wurde. Die örtliche Tabakproduktion blieb relativ konstant, aber es wurde in Südwestdeutschland insgesamt mehr und wesentlich mehr Importtabak geraucht, so dass sich das alte Tabakland vom Produzenten zum Konsumenten wandelte.

Zum Vergleich eine Liste zum umgeschlagenen Tabak in Ludwigshafen
Tabakverkehr Hafen Ludwigshafen (in t)

Jahr	1926	1927
Ankunft	1.095	1.689
Abgang	400	469

(Hartig 1930, S. 79)

Deutlich wird, wie mit dem Wachsen der Zigarrenproduktion und mit den gesteigerten Ansprüchen der Raucher an ihre Zigarren die Importe schließlich ein Vielfaches der Ausfuhren darstellten.

Die letzte Zeitreihe belegt auch, wie wichtig der Tabakhandelsplatz Mannheim war – auch der Tabak, der für die bayerische Pfalz bestimmt war, wurde vor allem im Mannheim umgeladen.

Deutlich wird auch der geringe Anteil des Tabaks am Gesamtumschlag (0,3% in 1900). Für die Entwicklung des Hafens zählten vor allem Mengengüter wie Kohle, Getreide, Erden oder auch mehr und mehr Petroleum. Tabak als Handelspflanze profitierte jedoch von deren Forderungen an die Hafeninfrastruktur.

Die wachsende Bedeutung Mannheim-Ludwigshafens als zentraler Verkehrsknotenpunkt gerade für die industriell bedeutsamen Mengengüter machte den Standort für Industriebetriebe besonders interessant. Die Ansiedlung zahlreicher Industriebetriebe bedeutet eine regelrechte Explosion der Stadtbevölkerung. Aber dies bedeutete im Sinne des Landfluchtmodells nicht – wie in anderen Regionen – auch das Ausdünnen der direkt umliegenden Gebiete. Ganz im Gegenteil! Die Landgemeinden in Baden und der Vorderpfalz wuchsen ebenfalls.

Mannheim behielt jedoch seine zentrale Stellung im Tabakhandel – auch für die Pfalz. 1878 hatten von den 65 badischen Tabakhandlungen 61 ihren Sitz in Mannheim (Heymann S. 12).

Hier ist laut Heymann eine enge Verbindung mit den Zigarrenfabriken zu sehen. Die Anfänge der regionalen Zigarrenindustrie lagen in Mannheim – und auch 1909 befanden sich hier die Geschäftssitze der meisten größeren Zigarrenfabrikanten (Heymann a.a.O.).

3.2. Bevölkerungsexplosion: Deutliche Zunahme der Einwohnerzahl ab Mitte des 19. Jahrhunderts bis ca. 1925

Adolf Müller dokumentierte 1912 die Bevölkerungsentwicklung der Pfalz in einer umfangreichen Auswertung der vorhandenen relevanten Statistiken zur bayerischen Pfalz in der Zeit zwischen Reichsgründung und der Zeit nach der Jahrhundertwende.

Hartig ergänzte 1930 mit einem statistischen Rückblick.

Insofern kann hier auch für die Pfalz auf aufgearbeitete statistische Daten zurückgegriffen werden.

Sichtbar wird dabei der deutliche Bevölkerungszuwachs absolut in dieser Periode (gegenüber einer Jahrhunderte andauernden Periode geringer Zuwächse – speziell in Rödersheim und Alsheim).

Gesamtbevölkerung der Pfalz absolut (Müller S. 15f):

Jahr	1882	1895	1907
Einwohner	672.095	756.242	894.243
Veränderung		(+12,5%)	(+18%)

Die hier schon deutliche Zunahme der Bevölkerung insgesamt relativiert noch die teilweise dramatische Entwicklung der Stadtbevölkerungen, indem innerpfälzische Wanderungsbewegungen nicht berücksichtigt werden.

Anzumerken ist: Ein wesentlicher Faktor bleibt außer acht. Mannheim, die ehemalige Hauptstadt, nahm auch nach der Teilung der Pfalz und der Einbindung der Stadt in das neue Großherzogtum Baden weiterhin eine zentrale wirtschaftliche Funktion schon für den Rheinkreis bzw. später auch für die bayerische Pfalz wahr. *„...wirkte zuerst das nähere Mannheim, das als ehemalige Hauptstadt der Kurpfalz engere Beziehungen zur Pfalz unterhielt,wirtschaftlich anziehend und befruchtend für die Pfalz.“* (Hartig 1930, S. 20).

So ist es auch schon für das 19. Jahrhundert aus wirtschaftsgeschichtlicher Sicht falsch, Vorderpfalz und Kurpfalz getrennt zu betrachten. Eher bildet die Westpfalz mit der Nähe zum Saargebiet eine eigenständige Wirtschaftsregion. Die heute ausgewiesene Metropolregion Rhein-Neckar bildet dagegen die Wirtschaftsregion um Mannheim-Ludwigshafen ab. Die regelrechte Bevölkerungsexplosion spiegelt sich in den Zahlen zur Bevölkerungsentwicklung der Städte.

Bevölkerungsentwicklung zentraler Städte der Pfalz und Mannheim

Jahr	1871	1880	1890	1900	1910	1925
Ludwigshafen		15.012	33.216	61.914	83.311	101.869
Kaiserslautern		26.323	37.047	48.310	54.659	59.336
Speyer		15.585	17.587	20.921	23.045	25.609
Pirmasens		12.039	21.041	30.195	38.463	42.996
Zweibrücken		10.382	11.204	13.716	15.250	19.600
Neustadt		11.411	15.016	17.795	19.288	20.726
Landau		8.749	11.136	15.824	17.165	14.486
Mannheim	39.600	53.465	79.058	141.131	193.902	

Im Jahr 1911: 200.285

(Hartig 1930, S. 23, Mannheim: Stat. Landesamt Baden-Württemberg, Online -Datenbank)

Deutlich wird zunächst die Steigerung in Mannheim und Ludwigshafen. Ein Zuwachs der Bevölkerung in nur dreißig Jahren um mehr als das Fünffache in Ludwigshafen und um das Vierfache in Mannheim ist schon bemerkenswert. Aber dieses Phänomen ging keineswegs zu Lasten der umgebenden Städte. Auch dort ist ein deutlicher Zuwachs zu verzeichnen – insbesondere dort, wo sich Industrie ansiedelte.

Die Bevölkerungsentwicklung in Rödersheim-Gronau ist ein Beispiel dafür, dass sich dieser Effekt auch in den Landgemeinden einstellte, wenn sich dort Industrie ansiedelt.

Der Zustrom, der die Abwanderungen mehr als ausgeglichen hat, muss also aus Regionen außerhalb der Pfalz stammen.

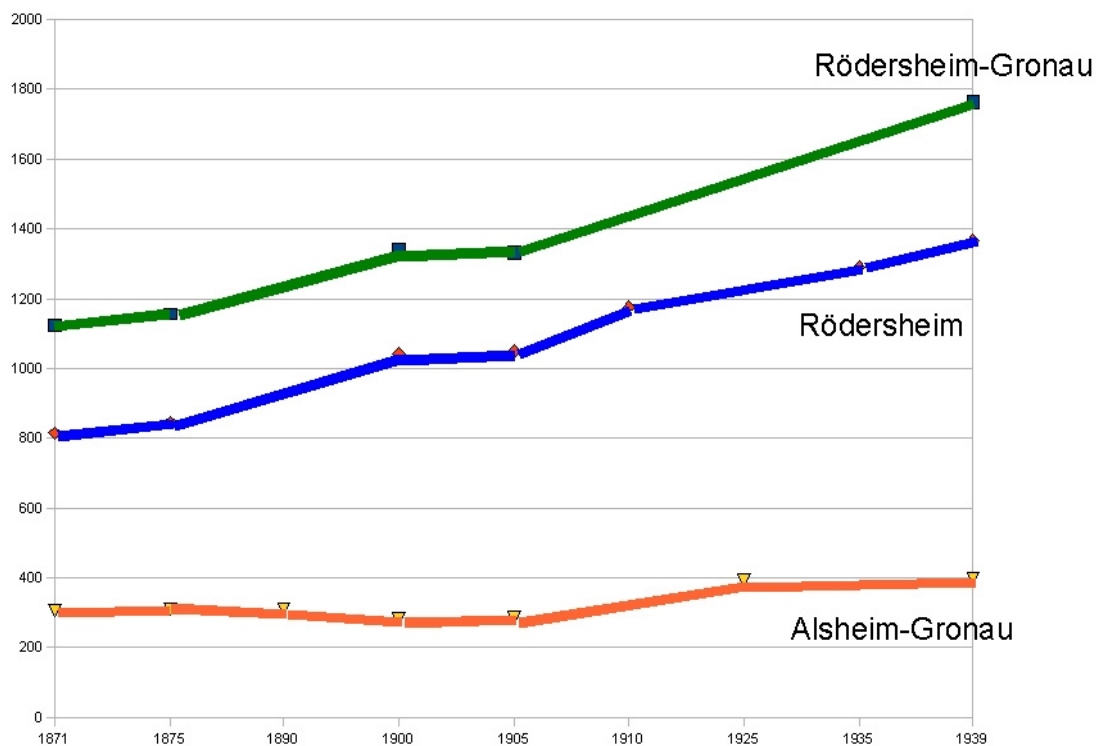
Auch bei den Abwanderungen sieht Hartig die Industrie als ausschlaggebenden Faktor. So ermittelt er die höchste Zahl der Zuwanderung vor allem in die Rheinprovinz zur dortigen Industrie (Ruhrgebiet), während er als wesentliche Quelle der Zuwanderer vor allem das Saargebiet definiert (Hartig 1930, a.a.O.).

Hartig nennt noch für 1910 bis 1925 Wanderungsgewinne der Städte Ludwigshafen, Neustadt und Speyer sowie der Bezirke Frankenthal, Ludwigshafen (mit Alsheim-Gronau) und Dürkheim (mit Rödersheim). Die übrigen, weiterhin eher landwirtschaftlich geprägten Städte und Bezirksämter verzeichneten mehr Ab- als Zuwanderungen.

Hier zeigt sich auf der einen Seite ein Effekt der engmaschigen Verkehrsinfrastruktur zwischen Zentrum und Peripherie, vor allem durch die Bahnstrecken. Mit diesen mussten die Arbeiter nicht direkt bei der Arbeitsstätte wohnen, sondern konnten morgens und abends zwischen Wohnort und Arbeitsplatz pendeln. Die gute Infrastruktur bot zudem der Industrie die Möglichkeit, sich auf dem Land anzusiedeln und dort selbst Arbeitsplätze zu bieten.

Durch die industrielle Wertschöpfung vor Ort bot sich auch für Handwerks-, Handels- und Gastronomiebetrieben ein Markt und vergrößerte das Arbeitsplatz-Angebot in den Landgemeinden, so dass sich der Effekt der Ortsbindung der Einwohner und damit die Bevölkerungszunahme noch verstärkte.

Bevölkerungsentwicklung Rödersheim-Gronau 1871-1939



Quelle: Ortschronik 1978, Statistisches Landesamt

Bild 6: Mit den neuen Arbeitsplätzen wurde die Gemeinde auch für Auswärtige als Wohnort attraktiv: Die Einwohnerzahl insbesondere in Rödersheim wuchs deutlich an – im Verlauf entsprechend der Konjunkturentwicklung der Zigarrenindustrie. Die Stagnation 1900 bis 1905 deckt sich mit einer wirtschaftlichen Rezessionszeit, die im ganzen Deutschen Reich herrschte und die Nachfrage nach Zigarren drückte.

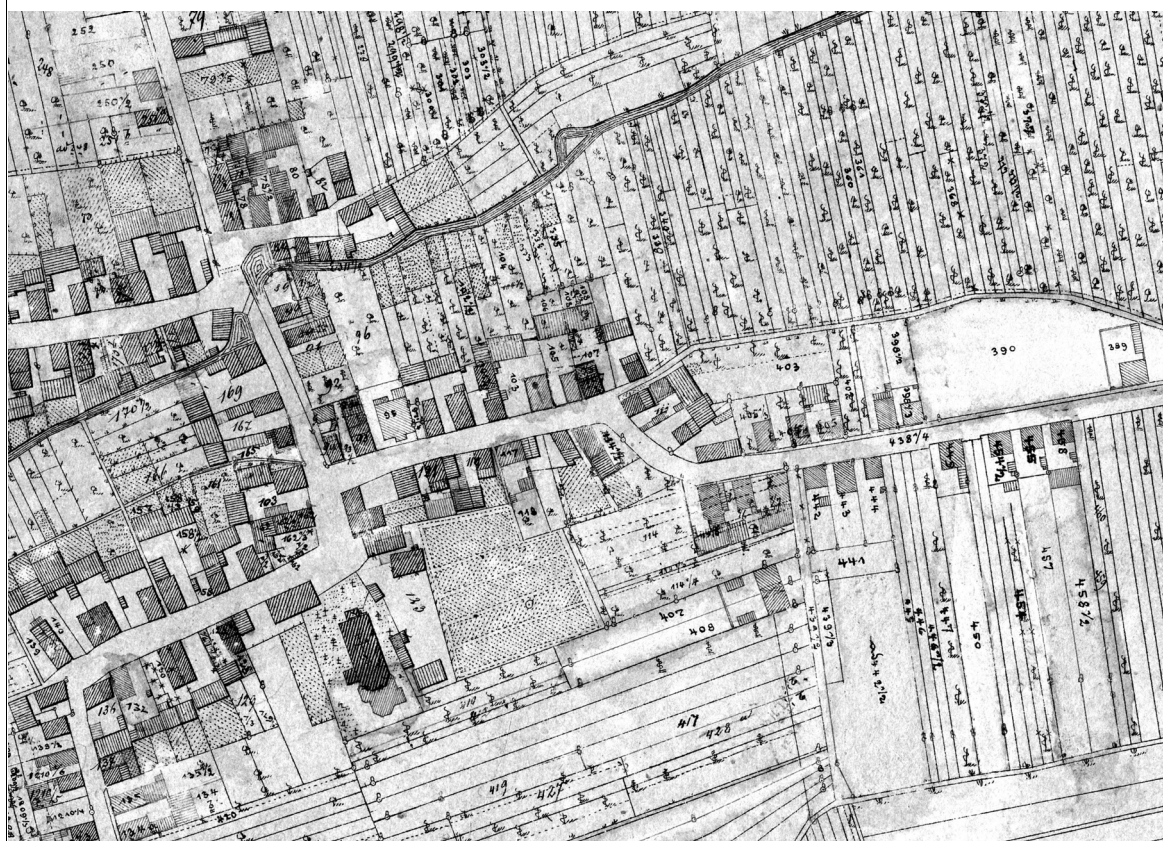


Bild 7, 8: Die Gegenüberstellung der Katasterkarten von Rödersheim aus den Jahren um 1890 und um 1910 zeigt die Ausweitung des Dorfes gegen Westen (entsprechend verschob sich auch der östliche Ortsrand) sowie die Verdichtung im Ortskern. Kleinere Parzellen wurden nun nicht mehr veräußert, sondern mit kleinen Häusern neu bebaut. Im Norden bildet die Zigarrenfabrik Brunner & Schweitzer die Baugrenze. Sichtbar ist auch die Erweiterung der Kirche um 1907, die mit dem Einwohnerzuwachs erforderlich wurde.

Eine andere Quelle der Bevölkerungszunahme ist nicht außer acht zu lassen, gerade weil diese Quelle zwar nicht den städtischen Zuwachs erklären kann, für die Landgemeinden jedoch sehr wohl den wesentliche Beitrag darstellen könnte: Der Geburtenüberschuss bis zum ersten Weltkrieg.

Geburtenüberschuss in der Pfalz (auf 1000 Einwohner)

	1871-00	1900-05	1905-10	1910-1925
Pfalz	17,3	18,9	17,6	7,8
Hessen	11,1	14,6	19,3	5,1
Baden	12,0	13,0	14,0	5,5
Rheinprovinz	8,5	19,3	18,8	7,5
Württemberg	12,2	13,6	13,6	5,0
Thüringen	15,0	14,6	13,9	5,1

(Hartig 1930, S. 26)

Gerade im Beobachtungszeitraum erweist sich die Pfalz im Vergleich zu anderen Gebieten im deutschen Reich als überdurchschnittlich fruchtbar.

Für die Landgemeinden ergibt sich damit die Vermutung, dass die Industrie nicht unbedingt einen Zuzug bewirken muss, um das Bevölkerungswachstum zu begründen. Es ist weitgehend zur Erklärung des Effektes ausreichend, wenn die Industriebetriebe die Abwanderung mindern, indem sie den Heranwachsenden ein Auskommen vor Ort ermöglichen, das zuvor nicht gegeben war.

Dass dieser Effekt tatsächlich vorhanden war, wird in der entsprechenden Literatur von den Autoren bestätigt. (vgl. Kappes). So lässt sich der Wandel folgend beschreiben:

Noch im 19. Jahrhundert bestimmten einige begüterte und viele weniger wohlhabende Bauern das Leben in den beiden Dörfern. Gerade die "kleinen" Bauern ernährten ihre Familie mehr schlecht als recht und mit jeder Missernte mussten sie neue Probleme verkraften. Zudem minderten die neuen medizinischen Erkenntnisse mit der verbesserten Hygiene die Kindersterblichkeit und ließen die Menschen älter werden. Auch längere Friedenszeiten minderten die Sterberate.

Unter den Kindern wurden die Äcker zudem konsequent „gerecht geteilt“.

„Die Realteilung (das Aufteilen des Erbes zu gleichen Teilen unter den Erben, d. Verf.) wurde mit der Besitzergreifung der Pfalz durch die Franzosen am Anfang des 19. Jahrhundert als gesetzliches Erbrecht eingeführt. Es ist wahrscheinlich, dass dieselbe schon vorher in der Pfalz, wenn auch in Form Gewohnheitsrechts, bestanden hatte (schon frühmittelalterliches fränkisches Recht, d. Verf.)Bis zum ersten Januar 1900, dem Inkrafttreten des Bürgerlichen Gesetzbuches, hatte in dem linksrheinischen Bayern der Code Napoleon Geltung....“

(Müller S. 50f) und damit auch diese Form der Erbfolge, die konsequent gepflegt wurde und so die Neigung zur Abwanderung minderte, solange der Besitz zur Lebenssicherung ausreichte.

Die Realteilung brachte dann aber eine Zersplitterung des Grundbesitzes derart, dass für die einzelne Familie nicht genug Fläche übrig blieb, um damit den Lebensunterhalt zu bestreiten.

Mit vielen Kindern gesegnet (auf drei Sterbefälle kamen fünf Geburten, vgl. Kappes S.169) blieb nur noch, den ererbten Besitz zu verkaufen und sich als Knecht und Magd zu verdingen – oder auszuwandern.

Entsprechend groß ist die Zahl der Auswanderer gerade aus der bayerischen Pfalz, sei es nach Süd- und Nordamerika (wo Einwanderer entsprechend des hohen pfälzischen Anteils zeitweise allgemein als „Palatinates“ - Pfälzer bezeichnet wurden) oder auch nach Irland oder anderen Gegenden, in denen es für Bauersleute Grund und Boden in Fülle gab.

So galt die Pfalz bis dahin als klassisches Auswanderungsland. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ging die Auswanderungsquote wohl zurück – zumindest, was Rödersheim und Alsheim-Gronau betraf.

Seelinger (S. 45f) entnahm den Ortsakten für einige Zeiträume die konkreten Zahlen: So wanderten in der Zeit von 1854 bis 1860 aus Rödersheim 17 Personen nach Nordamerika aus (davon acht Einzelpersonen, drei Familien, davon eine Familie und eine Einzelperson begründet „um einer Gefängnisstrafe zu entgehen). Also im Schnitt lediglich drei Personen pro Jahr.

Anders in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts: So verließen allein im Jahr 1835 zwölf Rödersheimer (davon drei Einzelpersonen) ihre Heimat in Richtung Nordamerika.

In Alsheim wanderten im Vergleich zur Gesamtbevölkerungszahl mehr Einwohner aus, und insgesamt mehr evangelische als katholische Einwohner, so dass Seelinger seine These stellte, dass die katholischen Bürger stärker „schollengebunden“ waren als die evangelischen. (Seelinger S. 48).

Neben der Auswanderung nach Nordamerika sind Auswanderungen in andere Länder wie Ungarn/Galizien nachgewiesen. Auch kann von einer zusätzlichen Binnenwanderung ausgegangen werden.

Bevölkerungsentwicklung vor der ländlichen Industrialisierung in Rödersheim und Alsheim

	Alsheim	Rödersheim
1801	217	
1802		537
1806	258	
1818	292	
1826		789
1836	336	837
1850	245	
1875	310	845

(nach Seelinger 2004, S. 22f und Zech S. 402)

Prinzipiell blieb die Bevölkerungszahl nach der napoleonischen Epoche und der Zeit der Restauration in Rödersheim konstant. Der signifikante Einbruch in Alsheim um 1850 ist auch durch Wegzug eines Teil der jüdischen Gemeinde erklärbar.

Die Abwanderungen in Ausland war demnach zwar in der Ortsgemeinschaft spürbar, spielten aber als bevölkerungspolitisches Regulativ keine besondere Rolle.

Damit kann die darauffolgende Bevölkerungszunahme direkt als Einfluss der Ansiedlung der Zigarrenmacherfabriken gesehen werden.

Exkurs: Jüdische Bevölkerung in Rödersheim und Alsheim.

In dieser Zeit schien es in Alsheim einen regelrechten Exodus der jüdischen Einwohner gegeben zu haben. Seelinger stellt für 1808 39, für 1835 31 jüdische Abwanderer fest. Aus der kleineren jüdischen Gruppe in Rödersheim wanderten 1835 drei ab (Seelinger S. 38). Nach 1900 gab es keine jüdischen Mitbürger in Alsheim mehr – die letzte verbliebene Familie zog nach Edenkoben (Zech S. 309) und das Synagogen-Gebäude wurde in die Zigarrenfabrik Keck integriert.

In Rödersheim lebten nur wenige jüdische Familien, dafür sind viele Generationen vor allem der Familie Heim nachgewiesen. Mindestens vier jüdische Mitbürger wurden durch die Nationalsozialisten ermordet: Isidor Heim, Elias, Samuel Heim und Aloysia Reis. Die Familie Reis war die größte jüdische Familie in Alsheim. Es bestanden enge Beziehungen der Familien, sicher auch durch die gemeinsam besuchte Synagoge in Alsheim.

Die Gründe für den Exodus in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts dazu sind jedoch an anderer Stelle zu erforschen. Einen Hinweis gibt Hermann Arnold (1967, S.60). Er verwies insbesondere auf die schwere Wirtschaftskrise in den Jahren 1850 bis 1855:

„Die Dorfjuden wurden von der Wirtschaftsmisere besonders hart getroffen, denn der Partner ihres ambulanten Handels und der Mäkelei war der verarmte Kleinlandwirt. Da dieser mittellos wurde, konnte der Händler nichts mehr verdienen. Das Aufkommen des Einzelhandels in den Dörfern und der Eisenbahnbau haben den dörflichen Handel verändert.....Wer weiter mithalten wollte, brauchte Kapital zur Einrichtung eines stehenden Geschäfts. Gerade daran aber fehlte es den meisten Dorfjuden.“ Wer also Kapital hatte, konnte sich mit Ladenlokalen oder der eigenen Weiterverarbeitung der landwirtschaftlichen Produkte – zum Beispiel der Zigarrenfabrikation – eine neue Lebensgrundlage schaffen.

So stellt Hermann für 1933 fest: *„In der Pfalz lag 1933 weit über die Hälfte des Weinhandels in jüdischer Hand, die Tabakverarbeitung zu 50 Prozent.“*

Ohne Kapital war die Auswanderung eine Möglichkeit, der eigenen Existenz eine neue Chance zu geben.

Letzteres scheint auch für die Rödersheimer und Alsheimer Juden eine wichtige Alternative gewesen zu sein.

Zumindest gab es in der Epoche der Zigarrenmacher mit noch zwei verbleibenden Familien keine besondere jüdische Gruppe mehr am Ort. Dies könnte einer der Gründe sein, dass sich keine größeren Unternehmen mit ihrem Hauptsitz in Rödersheim und Alsheim etablierten, während bei den regionalen bedeutenden Zigarrenunternehmen die jüdischen Fabrikanten eine wesentliche Rolle spielten (vgl. die Ausführungen von Swiacny).

Zwar waren auch die örtlichen jüdischen Familien als Makler und Händler tätig und könnten so mit ihren Geschäftsbeziehungen zu den Tabakhändlern einen wichtigen Beitrag für die Entscheidung geleistet haben, Fabriken im Rödersheim anzusiedeln. Ihre kleine Zahl und ihr doch eher geringer Kapitalbestand (nach Auskunft von befragten Zeitzeugen) erlaubte es wohl nicht, selbst in der Zigarrenfabrikation aktiv zu werden.

Aber auch die örtlichen (christlichen) Unternehmer banden sich eher an größere auswärtige Firmen, vermieden überregionale Vertriebstätigkeit und konzentrierten sich auf die Produktion, wie an späterer Stelle gezeigt werden wird. (Vergleiche dazu auch den Abschnitt zu jüdischen Zigarrenfabriken zum Abschluss der Ausführungen)

Droht eine neue Verarmung der Landbevölkerung?

In der Mitte des 19. Jahrhunderts änderten sich die örtlichen Rahmenbedingungen.

In der Landwirtschaft brachte technologischer Fortschritt zum einen eine Erhöhung der Erträge, gleichzeitig aber auch eine Verringerung des Arbeitsaufwandes.

Müller (S. 70f) nennt zur maschinellen Entwicklung einige Beispiele, unter anderem:

„...dass um 1816 die Sichel noch in der Pfalz das gewöhnlichste und gebräuchlichste Werkzeug bei der Getreideernte war.Die Sichel ist (1907) überall verschwunden, an ihre Stelle ist überall die Korn-Sense getreten....“

„Während vor hundert Jahren noch alles Getreide mit dem Pflug gedroschen wurde, ist dies heute auch in der Pfalz nur mehr eine Ausnahme....“

„....Durch die Verwendung der Maschinen ist die Arbeitsintensität der Bauern gestiegen. Außerdem ersetzen die Maschinen viele Arbeiter, so dass der in manchen Gegenden schon eingetretene Arbeitermangel die Landwirtschaft nicht allzusehr trifft....“

Die Fortschritte in der Wissenschaft mit neuen Dünger- und Pflanzenschutzmöglichkeiten ließen die Erträge der Böden steigen. Auch wenn die chemisch aufbereiteten Naturstoffe (Clemm-Lemmig 1862, S.116f) zu einem späteren Zeitpunkt durch die reinen Chemiedünger ersetzt wurden und dann noch wesentlich mehr zur Ertragsverbesserung beitrugen, waren die Ergebnisse bereits ab Mitte des 19. Jahrhunderts so gut, dass beispielsweise um 1900 in Rödersheim kein Tabakanbau mehr nachgewiesen ist und in Alsheimer Ortsarchiv lediglich von Tabakanbau für den Privatgebrauch mit unter 100 Pflanzen berichtet wird: Andere Erzeugnisse wie Gemüse oder Wein brachten mehr Gewinn.

So konnten die vorhandenen Flächen wesentlich mehr Menschen mit Nahrungsmitteln versorgen - auch relativ kleine Flächen genügten plötzlich für den Lebensunterhalt einer Familie, größere Betriebe produzierten mit Überschuss: Wer Geld hatte, konnte Lebensmittel vor Ort einkaufen, wer ein bisschen Land hatte, konnte sich zumindest den Bedarf des eigenen Haushalts teilweise selbst decken (zum Produktivitätszuwachs der pfälzischen Landwirtschaft vgl. Müller S. 82 und S.95).

So sank – auch mit vergleichsweise „kleinen“ Innovationen - der Bedarf an dauerhaft beschäftigten Arbeitskräften in der Landwirtschaft. Und somit stand nun weiteres Arbeitskräftepotential zur Verfügung. Ohne weitere Einkünfte würde dies im Prinzip eine Zunahme der Abwanderung bedeuten.

Ganz so einfach wollten die freigesetzten Kräfte das Feld buchstäblich nun doch nicht räumen. Ehrenheim (1914, S. 80) betonte die enge Verbundenheit des pfälzischen Industriearbeiters mit dem landwirtschaftlichen Boden. *„Tabakarbeiter der Vorderpfalz...besitzen einen kleinen landwirtschaftlichen Betrieb, dem die Familienangehörigen gewöhnlich obliegen. Diese natürliche Sesshaftigkeit erspart den Industriellen die Mühe der Ansiedlung“*. Diese Beobachtung aus 1914 bezog Ehrenheim auch auf die Einstellung der Arbeiter im 19. Jahrhundert.

Mit dem Aufschwung der Industriezentren in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts konnte nun mancher der Dörfler zum Beispiel als Bauhandwerker seinen wesentlichen Lohn gewinnen, während die Frau im Ort das Feld bestellte, den Haushalt versorgte und die Kinder betreute.

Der kleine geerbte Landstrich war nun nicht mehr die Haupterwerbsquelle – doch im Vergleich zu den städtischen Arbeitern waren die Arbeiter aus dem Dorf sowohl im Blick auf die Versorgung wie auch mit der Funktion von Landbesitz als Statussymbol deutlich herausgehoben.

Müller stellt aber in diesem Zusammenhang noch eine weitere „pfälzische“ Besonderheit fest.

„Zwar ist nicht zu leugnen, dass im 19. Jahrhundert zeitweilig eine relative Überbevölkerung vorhanden war, aber die hat wieder zur Folge gehabt, dass das Kapital und das Unternehmertum, da die Leute fest an ihrer Scholle zu kleben schienen, sich auf dem Lande nach freien verfügbaren Arbeitskräften umsahen und allmählich eine starke Industrie auf das platte Land verpflanzten.....“ (Müller S. 57)

Einem pfälzischen oder badischen Unternehmer gelang es wohl weniger, Arbeiter vom nahen Land in die Stadt zu locken. Wenn überhaupt, nahmen seine Mitarbeiter längere Wege morgens und abends in Kauf. Oder eben - die Produktion musste sich auf das Land verlagern. Das konnte auch wirtschaftliche Vorteile haben: Die vorderpfälzischen Arbeiter waren bereit, für weniger Lohn zu arbeiten als ihre städtischen Kollegen – wenn sie am Heimatort arbeiten konnten. Schließlich musste deutlich weniger Tageszeit für das Pendeln aufgewendet werden. Und die Bindung zum Unternehmen wurde gestärkt: Ein Wechsel des Unternehmens barg die Gefahr, dass wieder mehr Zeit und Kosten in das Pendeln investiert werden musste.

Gerade für die Zigarrenindustrie mit ihrem hohen Bedarf an Personal und vergleichsweise geringen Investitions- und Transportkosten lohnte sich die Einrichtung von Betriebsstätten in den Dörfern. Für die Einrichtung selbst wurde nur wenig Gerätschaft benötigt. Auch die Transportkosten vom Hauptstandort zur Betriebsstätte waren überschaubar.

Einmal, selten zweimal pro Woche brachte eine Pferdefuhrwerk den Tabak von der Stadt ins Dorf und nahm auf dem Rückweg die fertigen Zigarren mit zum Firmensitz. Das Fuhrwerk konnte auch mehrere kleine Betriebsstätten in einer Fuhre bedienen, so dass eine Konzentration der Arbeiter an einen Standort in dieser Kostenposition im Prinzip keine wirtschaftliche Vorteile brachte.

3.3. Kleinflächige Parzellierung der pfälzischen Landwirtschaft als ein Effekt der ländlichen Industrialisierung

Die linksrheinische Pfalz kann als einer der wirtschaftlichen Verlierer der napoleonischen Epoche gesehen werden. Die Pfalz wurde endgültig geteilt. Das Großherzogtum Baden behielt mit den rechtsrheinischen Gebieten die beiden ehemaligen pfälzischen Hauptstädte Mannheim und Heidelberg. Die linksrheinischen, zeitweise von Frankreich kontrollierten Gebiete wurden Bayern wieder zurückgegeben.

Deren wirtschaftliche Situation war durch die Zollschränken und umgebenden Staatsgrenzen wenig günstig:

„Die zu Beginn des 19. Jahrhunderts neu orientierte Wirtschaft der Pfalz verlor unter den neuen politischen Verhältnissen das einheitliche westliche und nördliche Absatz- und Bezugsgebiet. In dem entfernt liegenden, anders gearteten Bayern konnte es keinen Ersatz dafür finden... Besser wurden die Verhältnisse im Rheinkreis erst nach der Gründung des deutschen Zollvereins 1834.“ (Hartig 1930, S.13) Dazu erwies sich die badische Regierung als zunehmend industriefreundlich, während die bayerische Regierung den neuen Technologien gegenüber eher konservativ-kritisch gegenüberstand und dem landwirtschaftlichen Charakter der bayerischen Pfalz den Vorzug gab. Nur zögernd und in langen Verhandlungen senkten sich die Schranken. Einen wesentlichen Schub gab zunächst der Deutsche Zollverein sowie der Wegfall der Abgaben für die Rheinschifffahrt. Letztendlich, so scheint es, kam die Industrialisierung in der Pfalz erst mit der Gründung des Deutschen Reiches 1871 wirklich an.

Im Rückblick scheint diese Verspätung nicht unbedingt zum Nachteil gewesen zu sein. So waren bereits viele der sozialen Probleme der Industrialisierung schon bekannt und wurden in den ersten Jahren des Bestehens des Reiches mit entsprechenden Maßnahmen begegnet - beispielsweise durch die Sozialgesetzgebung, der Gewerbeaufsicht oder mit dem Aufkommen des Vereinswesens und der Fürsorgevereine. Die neuen, aus der Landwirtschaft rekrutierten Arbeiter fanden schon ein – wenn auch nicht allzu dichtes – soziales Netz vor. Die Industrialisierung der pfälzischen Landgemeinden entwickelte sich quasi in ein vorbereitetes Nest hinein. Wie ein gut genährtes, wohl behütetes Kind entwickelte sie sich prächtig. Deutlich wird dies in den Verschiebungen der Bevölkerungsstrukturen in dieser Zeit.

Die Industrie ersetzte die Landwirtschaft als zentrales Mittel für den Broterwerb. Dazu fing die Industrie den Geburtenüberschuss auf, die Zahl der Abwanderungen sank.

Relative Veränderung der Beschäftigten in den Sektoren (Müller S. 18)

	Zeitraum 1882-1895	1895-1907
Gesamtbevölkerung	+12,5%	+18,2%
Land-/Forstwirtschaft	- 10,8%	- 2,8%
Industrie	+35,7%	+33,9%
Handel	+33,9%	+28,9%

Statt auszuwandern blieben nun die jungen Pfälzer in ihrer Heimat und arbeiteten in den neuen Industriebetrieben und den damit verbundenen Branchen in Handel, Handwerk, Infrastrukturbetrieben und im Staatsdienst.

Dementsprechend arbeiteten immer weniger Pfälzer in der Landwirtschaft. Innerhalb weniger Jahre trat sie in der wirtschaftlichen Bedeutung hinter die Industrie zurück.

Verschub der Bevölkerungsanteile in den Sektoren in der Pfalz (Müller S. 18)

Jahr	1882	1895	1907
Land-und Forstwirtschaft	46,6%	37%	30,4%
Industrie	35,1%	42,3%	47,2%
Handel	8,7%	10,4%	11,3%

Die Zeitreihen verdeutlichen, dass das ansteigende Potential an Arbeitskräften von Industrie und Handel aufgenommen wird, die zusätzlich noch Arbeitskräfte aus der Landwirtschaft übernehmen.

Für die Einwohner der Bauerndörfer änderte sich das Leben.

Mit der neuen Erwerbsquelle in der Industrie war die Familie nicht mehr allein auf den Lebensunterhalt aus der Landwirtschaft angewiesen. Mit der Ansiedlung von Industrie direkt am Ort blieb darüber hinaus noch „Tagesfreizeit“, um das eigene Landstückchen weiter bewirtschaften zu können – der Verkauf des eigenen Bodens war nicht mehr erforderlich und bot zudem einen gewisse Selbständigkeit in der Versorgung.

Gerade die Kinder der Bauern- und Knechtsfamilien boten ein gutes Arbeiterpotential.

„Unter den Arbeitern (in der Landwirtschaft) sind viele noch unverheiratet, außerdem befinden sich darunter viele Familienmitglieder. Machen doch von den 70% Arbeitern (aller Erwerbstätigen in der Landwirtschaft, d.A.) die Söhne, Töchter, Brüder, Schwestern und übrigen Verwandten des Haushaltsvorstandes schon 81% aus“. (Müller S. 21)

„Das Geldeinkommen der fabrikarbeitenden Familienmitglieder ist also ein Mittel...., die Kinder, die keinen Platz auf dem väterlichen Gut finden können, in Erwerbszweigen unterzubringen, die ihren Mann ebenso gut oder besser ernähren können als die Landwirtschaft“
(Mussler 1925, S. 81f).

Die jungen Leute blieben also am Ort, fanden in der Zigarrenindustrie ein Auskommen und konnten gleichzeitig noch in der Feldbestellung helfen. Im Erbfall behielten Sie ihr kleines Stück Land. Sie hatten sowieso zu wenig Zeit, um ein größeres Stück Land zu bestellen. Dafür aber verfügten sie über ein Grundstück, auf dem sie ein Haus bauen konnten.

So erklärt sich auch die große Zahl von Nebenerwerbsbauern in der Pfalz, die Müller 1907 feststellte: *„Von 100 ha (Hektar) der landwirtschaftlich genutzten Fläche entfallen auf die Größenklasse unter 2 ha (Parzellenwirtschaft) in der Pfalz 14,8 % – die Pfalz liegt damit an der Spitze“* (Müller S. 45)

Durchschnittliche Betriebsfläche um 1907 (Müller S. 47):

Deutsches Reich	5,40 ha
Pfalz	2,63 ha
Baden	2,78 ha
Sachsen	5,55 ha
Bayern	6,32 ha
Pommern/Ostpreußen	11,00 ha

In der Industrialisierungsperiode der Pfalz reduzierte sich die Betriebsfläche weiter

durchschnittliche Parzellengröße pro Betrieb analog (ebd.):

	1882	1907
Amt Neustadt	1,7	1,38
Amt Dürkheim		1,79
Amt Ludwigshafen		2,19
Amt Speyer	2,58	2,12
Kusel	4,14	3,77
Kirchheim-Bolanden	4,21	3,82

Dabei ist ein Auseinandertriften der Betriebsgrößen bereits hier zu beobachten: Konzentration auf Großbetriebe einerseits und Parzellenwirtschaft andererseits und dem damit verbundenen Wegfallen der landwirtschaftlichen Mittelbetriebe.

Müller begründet diesen Effekt in der ansteigenden erforderlichen Mindestgröße eines wirtschaftlichen Betriebes oder alternativ in der Aufnahme eines Erwerbs außerhalb der Landwirtschaft mit gleichzeitiger Aufnahme eines nebenberuflichen Parzellenbetriebes.

Letzteres ist jedoch nur möglich durch unbezahlte mithelfende Familienangehörige: „....dass nur jene Bauernwirtschaft in der Pfalz sichtliches Fortschreiten zulässt, die ihren Bedarf an Arbeitskräften in der Hauptsache in der eigenen Familie zu decken vermag.....“ (Müller S. 57). Gerade dieser Forderung kann die Zigarrenindustrie gerecht werden und ist eine wesentliche Grundlage für die „Win-Win-Situation in der ländlichen Zigarrenindustrie: Haupterwerb in der örtlichen Industrie in Verbindung mit der Möglichkeit, die Zeit, die nicht zur An- und Rückfahrt zum Arbeitsplatz benötigt wird, in der Bewirtschaftung der eigenen Parzelle zu nutzen.

Später, als die Löhne in der städtischen Industrie das Pendeln lohnend machten, nutzte die Ehefrau die örtliche Arbeitsmöglichkeit und trug dann aber auch die Hauptlast der landwirtschaftlichen Arbeit – die Männer verließen oft nachts das Haus und kamen wieder nachts nach Hause.

Zigarrenfertigung als „Industrie pionier“

Charakteristisch für die Zigarrenfertigung bis gegen 1960 ist der hohe Anteil der Personalkosten an den gesamten Herstellungskosten.

Ähnlich bedeutsam ist für die Branche lediglich noch die Abhängigkeit der Produktion vom Import und Transport der für hochwertige Zigarren notwendigen Überseetabake und dem Transport der Zigarren zu den Großhändlern weltweit.

„Die feineren und feinsten Roh-tabake werden bezogen aus Sumatra, Java, Nord- und Südamerika, Mexiko und Cuba. Die Hilfsstoffe, Kistenholz aus Zedern und Erlen kommen aus Cuba, Afrika und Russland, Papier- und Seidenbänder liefert die nächste Umgebung. Die Zigarrenfabrikation ist in dem grösseren Teile ihrer Rohmaterialien von dem Auslande abhängig und erstreckt sich in ihrem Absatz wieder ins Ausland.“ (Ehrenheim 1914, S. 67)

Mit der Zollfreigabe des Rheins, gleichsam als Verlängerung der Nordsee-Handelsrouten, und dem damit verbundenen Erstarken des Handelsplatzes Mannheim ergab sich entsprechend auch ein verstärktes Ansiedeln von Zigarrenfabriken, die sowohl höherwertige Zigarren aus Überseetabaken für den südwestdeutschen Bedarf wie auch preiswerte Zigarren mit höherem Anteil an badisch-pfälzischen Tabaken für den Export herstellten. Dieser Effekt veranlasste neben den örtlichen Fabrikanten auch beispielsweise Bremer Firmen, verstärkt in Mannheim zu

produzieren oder produzieren zu lassen (Mussler 1925, S. 42, Heymann S. 138f). Bremen trat unter anderem erst später dem Zollverein bei. Mit der Gründung von Tochterfirmen, Bildung von Kooperationen mit bestehenden Mannheimer Firmen und Auftragsfertigung in Mannheim in Verbindung mit dem direkten Weg des Materials über Rotterdam und Antwerpen konnten so die noch bestehenden Zollschränken vermieden werden.

Welche Vorteile hat nun die Produktion unter diesen Bedingungen außerhalb der Stadt in den Landgemeinden?

Ehrenheim konstatierte 1914 (S. 68) „...dass die größte Zunahme der Tabakfabrikation dort zu verzeichnen ist, wo weniger Industrialität herrscht (Landau und Dürkheim), wo also die Arbeitskräfte am billigsten zu haben sind.“

Diese Gründe hat Mussler in seiner Dissertation im Jahre 1925 herausgearbeitet. Er identifizierte einige Kriterien, die für die Ansiedlung der Zigarrenfabriken zu Beginn der Industrialisierung charakteristisch waren.

Hier sind sowohl Punkte auf der Hersteller- wie auch auf der Arbeiterseite relevant, da beide aus dieser Situation Vorteile ziehen können.

Wesentlich sei erstens auf Arbeitnehmerseite eine durch Überbevölkerung begründete Arbeitslosigkeit.

„Nun scheinen aber Fabrik und Landwirtschaft unüberbrückbare Gegensätze zu sein...nicht aber für die Zigarrenindustrie.... In landwirtschaftlichen Bezirken können genügend Arbeitskräfte für Fabrikarbeit nur frei gemacht werden, wenn die Bezirke schon relativ stark überbevölkert sind“ (Mussler 1925, S. 65).

Dann hat zweitens ein Missverhältnis in der Besitzstruktur im jeweiligen Dorf vorzuliegen, also die Ackerflächen entweder in den Händen weniger Großgrundbesitzer zu sein, die die anderen Dorfbewohner quasi „ausbeuten“ können - oder die Flächen so stark verteilt sein, dass für viele mit ihrem Besitz der Lebensunterhalt nicht mehr bestritten werden kann. Dabei sieht Mussler es lediglich als eine Frage der Zeit, wann sich die Verhältnisse in die eine oder andere Richtung verlagern.

„Je günstiger die agraren Verhältnisse in einem Dorfe sind, desto weniger eignet sich das Dorf für Zigarrenindustrie und desto später wird es für diese reif..... Der Anteil der Zigarrenarbeiter an der örtlichen Bevölkerung ist umso höher, je stärker deren Erwerbstätigkeit agrarorientiert ist“ (Mussler 1925, S. 45).

Auf der anderen Seite wird die Korrelation von Zigarrenfertigung und Fabrikarbeit deutlich: Je mehr der Arbeiter an seinem Grundbesitz verbunden ist, umso eher ist er auch für die Zigarrenindustrie geeignet. Denn umso mehr ist er bereit, für einen niedrigeren Lohn zu arbeiten und dafür in der Nähe seines Grundbesitzes bleiben zu können.

Sozialkulturell bedeutet dies ein weiteres Erstarken der sozialen Stellung des „Großbauern“, wie er auch in Rödersheim und Alsheim zu beobachten war. Schließlich wurde das Statussymbol „Grundbesitz“ auch von den Zigarrenarbeitern beibehalten.

In der Phase der Industrialisierung wurden Statussymbole der Arbeiterschaft (zum Beispiel mit dem Besetzen von Vereinspositionen in deren Vorständen, der Bau eines eigenen Hauses, das Tragen hochwertiger Kleidung am Sonntag oder auch allgemein durch selbstbewusstes gesellschaftliches Auftreten) gegenübergestellt.

Mehr und mehr wurde auch die Menge des vereinnahmten Geldes zum Statussymbol, indem gerade das Geldausgeben können eine sichtbare Hervorhebung im dörflichen Umfeld bedeutet. Die unterste Schicht im Dorf wurde wesentlich mehr beachtet, da sie den Lebensstandard im Dorf hoben.

„Die Einführung neuer Zigarrenfabriken in den Dörfern bewirkt, trotzdem die Löhne in dieser Industrie niedriger sind als in den meisten anderen, auf längere Zeit ein unverkennbares Wachstum des Wohlstandes, weil eine große Zahl seither nicht oder ungenügend beschäftigter Personen regelmäßige Beschäftigung finden, und es ist gerade auch die Regelmäßigkeit des Verdienstes, welche die Hebung der Lage der ärmeren Bevölkerung dieser Orte bewirkt.“ (Zitat aus 1893, nach Mussler 1925, S. 71). Sie brachten Geld in Dorf, das sie auch dort wieder ausgaben und so auch den anderen Einwohnern. Bauern, Handwerkern, Händlern und Gastwirten Gewinn brachten.

Dabei waren die ländlichen Fabrikarbeiter noch wesentlich besser gestellt als ihre Kollegen in den Städten, *„welche Kost, Logis, Wohnungen usw. teuer zu bezahlen haben.....“* (Bezirkskommission Mannheim 1878, nach Kappes 1926).

Der Vorteil auf der Fabrikantenseite lag, insgesamt gesehen, in der Verfügbarkeit billiger und zuverlässiger Arbeitskräfte.

„Die Zigarrenindustrie sucht immer billigste Arbeitskräfte auf....Sie ist nicht imstande Arbeitskräfte anzuziehen, sie ist vielmehr gezwungen, den Arbeitskräften nachzugehen.“ (Mussler 1925, S. 67). Den Fabrikanten war es nicht möglich, durch Maschinisierung Rationalisierungseffekte zu erzielen. Die mögliche stärkere Arbeitsteilung nutzte gerade der Einrichtung von Filialbetrieben auf dem Land.

Ein entscheidender Vorteil blieben die günstigeren Löhne – sowohl im Vergleich der Rhein-Neckar-Region mit den anderen Standorten wie innerhalb der Region zwischen Stadt und Land.

Noch 1928 war ein deutliches Lohngefälle zwischen Hamburg und Süddeutschland festzustellen. So stellt Bertram monatliche Vergleichs-Gesamtlöhne eines Durchschnittsbetriebes gegenüber. So stellt er für

Hamburg	15.619 Mark, für
Bremen	13.773 Mark, für
Westfalen	11.188 Mark, für
Baden	10.335 Mark

fest.

(Bertram 1931, S. 68)

Schließlich wurde die (Nicht-)Erreichbarkeit von Industriebetrieben anderer Branchen mit besseren Verdienstmöglichkeiten ein wichtiger Standortfaktor.

„In den Dörfern werden zunächst die jugendlichen Arbeitskräfte von der Zigarrenindustrie angeworben....Der (spätere) relative Rückgang der jugendlichen Arbeitskräfte.....hängt mit der intensiven Industrialisierung zusammen...Das Aufkommen anderer Industriezweige zieht die jungen Leute, besonders die männlichen Arbeitskräfte von der Zigarrenindustrie weg, während die älteren Zigarrenarbeiter ihren Beruf nicht gut wechseln können“ (Mussler 1925, S. 111f).

Auch Dorfbewohner, die einen stundenlangen Weg zum nächsten Fabrikbetrieb aus Zeitgründen vermeiden mussten, bildeten eine beständigeres Arbeitskräftepotential. Das waren gerade die jungen Frauen, die zuhause auf dem Hof noch helfen mussten oder Mütter, die Kinder zu versorgen hatten. Als sich die Verkehrsinfrastruktur der Region verbesserte, waren gerade diese Gruppen das Rückgrat im Arbeiterstamm der ländlichen Zigarrenfabriken.

Die Verlagerung von Teilen der Produktion oder auch der Produktion insgesamt auf das Umland war für die Zigarrenindustrie relativ einfach. Mit dem Verbleib des Firmensitzes am Ort konnten deren Vorteile weiter genutzt werden. Und am einfachsten war es, vorhandene Produktionsstrukturen im Dorf zu übernehmen. Gelegenheiten dazu gab es genug: Die Kleinfabrikanten auf dem Land gerieten regelmäßig in Schwierigkeiten und waren dann froh, unter dem Dach eines größeren Betriebs unterzukommen. Auch war es nicht unüblich, dass eigene Werkmeister als quasi selbständige Betriebsleiter im Dorf die Produktion etablierten. So konnten die Vorteile beider Modelle vereinigt werden.

„In drei Beziehungen ist das Großunternehmen der Kleinfabrik überlegen: in der Rohstoffversorgung, der Absatzorganisation und in der Anwendung verschiedener Hilfsmittel und Methoden, die der Kleinfabrik versagt bleiben“ (Mussler 1925, S. 135). Einmal bieten sich im Tabakeinkauf günstigere Einkaufskonditionen durch größere Mengen und verfügbares Kapital auch durch bessere Kreditkonditionen und -volumen.

Auch in der örtlichen Beschaffung bieten sich Vorteile: Während beispielsweise die Kleinfabrikanten Kisten zukaufen müssen, können die größeren Betriebe eine eigene Fabrikation betreiben. Da auch die Herstellung der Kisten eine lohnintensive Tätigkeit darstellt, können die Großunternehmen sowohl mit niedrigeren Stückkosten arbeiten als auch flexibler auf die Gestaltungswünsche im Markt reagieren.

Tatsächlich haben nach Zeitzeugenbericht in Rödersheim-Gronau zeitweise Kistenfertiger bei Wolf in Alsheim-Gronau gearbeitet (als dieser Betrieb aus Ludwigshafen -Oggersheim nach dem zweiten Weltkrieg der größte Arbeitgeber des Ortes war und seine Produktion fast ausschließlich in diesem Betrieb konzentriert hatte) und auch Kisten an die Kleinunternehmer im Ort und der Umgebung geliefert.

Schließlich kann das Großunternehmen eine größere Sortenvielfalt vorhalten, mit der die Möglichkeit besteht, sich schneller an die Wünsche des Marktes anzupassen und zum Beispiel neue Wickelformen zu beschaffen oder qualifiziertere Arbeiter zu beschäftigen, die höherwertige Zigarrenformen in guter Qualität herstellen können.

Damit wird die Arbeitsteilung zwischen städtischem Hauptbetrieb und dörflicher Filiale begründet: *„Nicht nur das Dorf, auch die Städte haben ihre Zigarrenindustrie, so besonders Mannheim und Speyer. Es sind hier aber auch nur die billigen Arbeitskräfte besonders jüngerer Mädchen, die vom Lande hereinstreben und die Fabrikation in der Stadt ermöglichen. Weiter entstehen der Fabrikation manche Vorteile...besonders mit Hilfsindustrien wie der Furnierfabrik für Zigarrenkisten....Im Allgemeinen tritt hier die Arbeitsteilung so ein, dass in der Stadt die feineren Sorten fabriziert werden, während in den Filialen in den umliegenden Dörfern die geringeren Tabaksorten zur Verarbeitung kommen“* (Ehrenheim 1914, S. 68).

Auch üblich: Die Zigarren werden im Dorf gerollt, die abschließenden Arbeiten dagegen im städtischen Hauptbetrieb erledigt: *„Das in Mannheim beschäftigte Personal ist zum großen Teil mit Sortieren und Verpacken der von den Filialen gelieferten Zigarren betraut“* (Mussler 1925, S. 45, auch Swiacny).

Eine Sonderform der Arbeitsteilung entwickelt sich aus dieser Grundstruktur: Der ländliche Kleinbetrieb als Subunternehmer des städtischen Fabrikanten.

Da die Produktionskosten pro Stück am gleichen Standort *“in Großbetrieben ebenso groß wie in Kleinbetrieben sind“* (Mussler 1925, S. 129), konnte ein Teil der Produktion ausgelagert werden. Teilweise machten sich so Werkmeister selbständig, indem sie als Subunternehmer oder mit eigenen Arbeitern dem Fabrikanten zuarbeiteten.

Eine Konkurrenz für den Fabrikanten entstand dabei seltener: *“Bessern sich die Aussichten in der Zigarrenindustrie, steigt die Nachfrage nach Zigarren, so schießen kleine Fabriken wie Pilze aus dem Boden, die...lustig drauf los produzieren und gewöhnlich zu spät merken, dass sie keinen Absatz für ihre Waren haben“* (Mussler 1925, S. 133f).

Aus Schaden wurde so mancher Kleinmeister klug: *„Der Kleinmeister konnte nicht zu gleicher Zeit daheim produzieren und für seine Produkte Absatzmöglichkeiten suchen“* (Mussler 1925, S. 129).

Nur wenn es dem Kleinunternehmer gelang, den örtlichen Kundenstamm zu gewinnen, war er überlebensfähig:

„Bei billigeren Zigarrensorten kann sich der Kleinfabrikant nur über Wasser halten, wenn ihm ein lokaler Markt zur Verfügung steht, auf dem er die Konkurrenz anderer Fabrikanten nicht zu fürchten hat. Die Dorfwirtschaft und der Dorfkrämer sind noch einigermaßen zuverlässige Kunden des Kleinfabrikanten. Ohne diesen Kundenstamm waren die meisten Kleinunternehmer gezwungen, die Selbständigkeit aufzugeben und beim Unternehmer Lohnarbeit zu verrichten“ (Mussler 1925, S. 141).

Als Fazit kann hier wieder Mussler zitiert werden wenn der Standortvorteil der pfälzer Landgemeinden für die Zigarrenindustrie zusammengefasst werden soll:

„Dagegen sind die Orte.....die eine weniger günstige Verkehrslage haben, typische Gemeinden, wie sie die Zigarrenindustrie wünscht: starke Bevölkerung, kleine Gemarkung, Kleinbesitz und Fehlen jeder anderen Industrie“ (Mussler 1925, S. 61)

„Nur die Zigarrenindustrie gestattet die Verbindung von Fabrik- und Feldarbeit. Die Zigarrenindustrie ist also oft die Vorläuferin anderer Industrien, von denen sie abgelöst wird.“ (Mussler 1925, S. 119)

3.4. Von Mannheim in die Vorderpfalz – Die Ausbreitung der Zigarrenproduktion bis nach Rödersheim und Alsheim

Mit den in den vorigen Ausführungen skizzierten Rahmenbedingungen wird die Wanderschaft der Zigarrenproduktion von Hamburg nach Rödersheim und Alsheim verständlich und kann in kurzen Worten dargestellt werden:

„Die Zigarre blieb bis 1830 eine Domäne der Reichen“. Mit der Einführung der Wickelformen ab 1860 brachte wohl auch – wie Bertram vermutet – eine Preissenkung der Zigarren mit sich, so dass sie auch für den Mittelstand erschwinglich wurde.

„Außerdem ist der Genuss der Zigarre viel appetitlicher. Ich denke besonders an das Reinigen der Pfeife, die zudem oft verborgt wird. Die verschiedenen Fassons und die Möglichkeit, kleine Mengen einzukaufen, geringere Rauchentwicklung, Mode und gesellschaftliche Auffassungen spielten noch eine Rolle. Die Pfeife blieb dem kleinen Mann“ (Bertram 1931, S. 78).

Erste Zigarrenfabrikstandorte waren Hamburg und Bremen. Um 1850 hing ein Sechstel der Bremer Bevölkerung mittelbar oder unmittelbar von der Zigarrenfabrikation ab. Aber Bremen lag außerhalb des 1833 gegründeten deutschen Zollvereins.

Zwischen den ihm angeschlossenen Staaten fielen die Zollgrenzen und es wurde an den Grenzen ein einheitlicher Tabakzoll erhoben. Dazu kam ein zeitweise erhöhter Zigarrenzoll für Ware, die von Bremen in das Gebiet des Zollvereins exportiert wurde. Die Bremer Zigarrenfabrikation ging auch tatsächlich zurück.

Von Bremen aus verlagerte sich die Produktion Bremer Unternehmen auch entlang des Rheins, da die Bremer Handelskontore über die niederländischen Häfen die Rohstoffe rheinaufwärts transportieren konnten.

Für die Fabrikanten war es nicht allzu schwer, innerhalb des Zollgebietes neue Produktionsstandorte zu schaffen. Die Produktionsmittel waren einfach und preiswert vor Ort zu beschaffen. Für die Bereitstellung des erforderlichen Know-Hows schickten die Unternehmer erfahrene Zigarrenmacher auf Wanderschaft. Sie suchten geeignete Standorte und bildeten als Werkmeister Zigarrenmacher vor Ort aus.

Eine Ballung von Produktionsstandorten ergab sich im preußischen Westfalen. Dort verloren durch die Industrialisierung immer mehr Weber ihre Arbeit und boten so ein gutes Potential für die Zigarrenindustrie. Auch heute gilt diese Region als das deutsche Zentrum der Zigarrenmacherei (vgl. Aschenbrenner S. 45f).

Mit dem Wegfall der Zollschraken war eine der Hindernisse für die weiter südwärts wandernden Betriebsstandorte gefallen. Im Raum um Mannheim, das sich zu Beginn des 19. Jahrhunderts als Hauptumschlagplatz für den in Süddeutschland angebauten Tabak entwickelte, hatten die Bremer Tabakhändler gute Verbindungen. Spätestens mit dem Wegfall der Zollschraken für die Rheinschifffahrt und der größeren Tonnage der Frachtschiffe nach der Rheinbegradigung durch Tulla waren die Transportkosten soweit gesunken, dass eine Zigarrenfertigung auch mit Importtabak in der Region im Rhein-Neckar-Dreieck wirtschaftlich lohnend erschien. Dabei waren die günstigeren Löhne der geeignete wirtschaftliche Köder.

Bertram vermutet zwar, dass die Tabak- und Zigarrenfabrikation von Elsaß-Lothringen und Holland in die Pfalz gewandert sei. Doch bleibt er hier den Nachweis schuldig. Allerdings stellt

auch er fest, dass die badischen Firmen in der bayerischen Pfalz Betriebsstätten unterhalten – wie auch umgekehrt (vgl. Bertram S.100).

Im Süden hatte Mannheim eine Sonderstellung inne. Der Mannheimer Hafen war Hauptumschlagplatz für die Tabake der Bauern in Baden und der Pfalz. Dementsprechend entwickelte sich dort schon recht früh im 19. Jahrhundert ebenfalls die Zigarrenfabrikation, jedoch noch im kleineren Umfang und zur Herstellung billiger Zigarren vor allem mit heimischem Tabak. Mit dem Wegfall der Zollschraken auf dem Rhein und den technischen Fortschritten in der Rheinschifffahrt wurde die Fertigung auch in Baden und in der Pfalz mit den günstigen Arbeitskräften und der guten Infrastruktur vor allem um Mannheim wirtschaftlich interessant.

Die Ansiedlung der Betriebe in den Städten basierte auf den dort vorhandenen Absatzmärkten und der besseren Verkehrsanbindung der Städte. Dort waren billige Arbeitskräfte jedoch bald rar. Verschärft wurde der Mangel an Arbeitskräften in den Städten noch dadurch, dass für die Tabakfabriken durch die nun langsam einsetzende Industrialisierung die Konkurrenz um die Arbeitskräfte erhöht wurde. Durch das Aufkommen neuer Industriezweige mit besseren Verdienstmöglichkeiten geriet die Tabakindustrie hierbei ins Hintertreffen. Die Vergrößerung des Einzugsbereiches für Pendler durch den Bau der Eisenbahn konnte diese Entwicklung wohl nicht in vollem Umfang kompensieren, zumal die Fahrpreise zunächst sehr hoch waren. Daher kam es seit der Mitte des 19. Jahrhunderts zu einer Welle von Filialbetriebsgründung im ländlichen Raum.

Die Errichtung von Zigarrenfabriken wurde mit großem Entgegenkommen von den einzelnen Gemeinden aufgenommen. *„Wenn Geld ins Dorf kommt, vergrößert sich auch die Nachfrage nach den Produkten der Landwirtschaft. Von dem Wohlstand, den die Zigarrenindustrie aufs Land bringt, fällt unmittelbar auch auf die Bauernfamilien etwas ab...die Preise steigen...“* (Mussler 1925, S. 72) *„Die Einführung neuer Zigarrenfabriken in den Dörfern bewirkt, trotzdem die Löhne in dieser Industrie niedriger sind als in den meisten anderen, auf längere Zeit ein unverkennbares Wachstum des Wohlstandes, weil eine große Zahl seither nicht oder ungenügend beschäftigter Personen regelmäßige Beschäftigung finden, und es ist gerade auch die Regelmäßigkeit des Verdienstes, welche die Hebung der Lage der ärmeren Bevölkerung dieser Orte bewirkt.“* (Zitat aus 1893, nach Mussler 1925, S. 71)

Die Verlagerung in ländliche Gebiete erfolgte von Mannheim aus zunächst vor allem in das „inländische“ badische Gebiet. Schließlich entdeckte die Mannheimer Zigarrenfabrikation auch die bayerische Pfalz als geeigneten Produktionsstandort (Geiger S. 293).

Mit dem Auslagern der Fabrikation in das badische und pfälzische Umland reduzierte sich tatsächlich auch die Zahl der Zigarrenarbeiter in Mannheim bei gleichzeitiger Produktionssteigerung:

Zahl der Tabakarbeiter in Mannheim:

Jahr	1884	1893	1900	1906
Gemeldet	1639	1050	950	860

(Mussler 1925, S. 45)

Demgegenüber entwickelte sich die Zigarrenindustrie zu einem der wichtigsten Arbeitgeber in der Vorderpfalz, bis durch die verbesserten Infrastrukturbedingungen die Industriebetriebe am Rhein täglich erreichbar und ein Pendeln zwischen Heimatort und Fabrikbetrieb möglich war.

Als größte pfälzische Zigarrenfabrikunternehmen im Jahr 1931 nennt Bertram

- Felsenthal&Co, Kaiserslautern mit 400 Mitarbeitern in vier Betrieben,
- Gebrüder Frid, Landau sowie
- Wellensiek&Schalk in Speyer mit fast 500 Arbeitern.

Für dasselbe Jahr zählt Bertram an Firmen,
die Mitglied im Reichsverband deutscher Zigarrenhersteller sind

in Kaiserslautern 14,
in Herxheim 10,
in Landau 8,
in Rülzheim 6 und
in Ludwigshafen 3,

wobei nur in Kaiserslautern, Landau und Speyer größere Betriebe ansässig seien.

(Bertram 1931, S.132)

Gemeldete Zigarrenarbeiter in der Pfalz zur Kaiserzeit

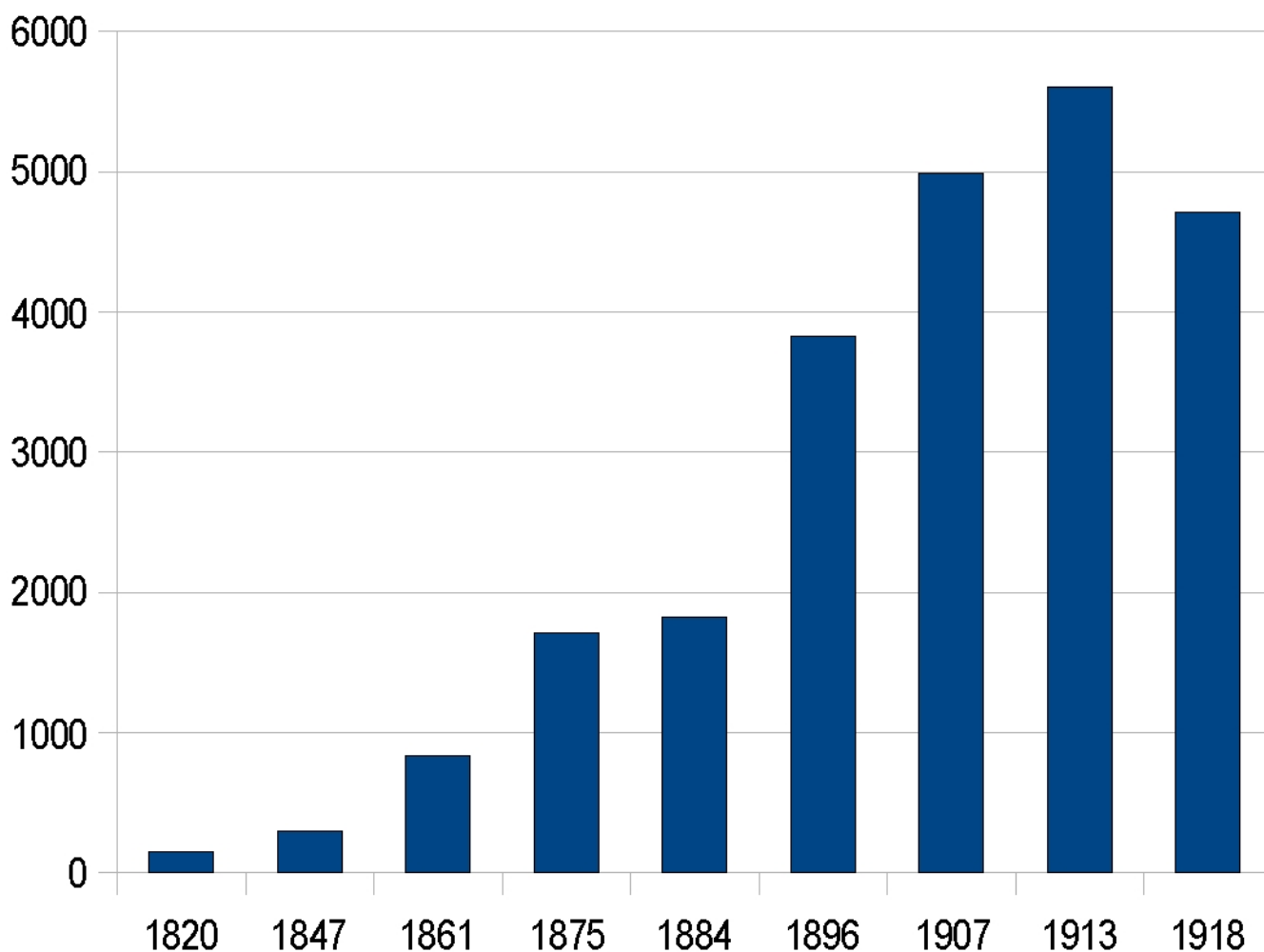


Bild 9: Die Glanzzeit des Industriezweiges endete mit der wirtschaftlichen Trennung der Pfalz von Deutschland 1918. Bis dahin zählte die Zigarrenindustrie mit die höchsten Beschäftigungszahlen in der pfälzischen Industrie. Durch staatliche Unterstützung (z.Bsp. Maschinenverbotsgesetz 1933) rechnete sich die ländliche Produktion aber noch bis in die sechziger Jahre.

(Grafik nach Daten aus Roller bzw. Swiacny)

3.5. Industrierelevante Entwicklung der Verkehrsinfrastruktur im Ort

Mit Musslers Vorgaben für „das ideale Zigarrenfabrikdorf“ lässt sich nun die Frage beleuchten, ob Rödersheim und Alsheim besonders geeignete Standorte darstellten und so vielleicht eine Erklärung über den Standorterfolg geben.

Ein wesentlicher Aspekt ist die Anbindung der beiden Dörfer an die regionale Verkehrsinfrastruktur.

Beide Dörfer verfügen über keine Anbindung an ein Gewässer, das für den Transport von Gütern geeignet wäre. Der Dorfbach „Stechgraben“ führt dazu viel zu wenig Wasser.

Angebunden waren Rödersheim und Alsheim-Gronau jedoch an die Postkutschenlinie Speyer-Schifferstadt-Bad Dürkheim. Die Hauptverbindungsstraße zwischen Dürkheim und Speyer führte durch Rödersheim, wie die noch heute existierenden „5-Kilometer-Steine“ – entsprechende Wegmarkierungen aus dem 19. Jahrhundert – in Hochdorf, Rödersheim und Wachenheim belegen.

Wirtschaftlich bedeutsam war jedoch deren Anbindung an die Hauptverkehrslinien nach der Rheinschanze und Mannheim: Die Unternehmer und ihre Güter mussten relativ schnell, sicher und bequem mit Kutsche und Karren an ihre Betriebe gelangen.

Beide Orte waren politisch zwar jahrhundertlang getrennt. Auch im 19. Jahrhundert zählte Alsheim zum Amt Ludwigshafen. Rödersheim rechnete zum Amt Dürkheim und war damit eher zum Haardtrand hin orientiert. Transporte von und zu den Orten wurden mit Pferdefuhrwerken geleistet und die Wege entsprechend ausgebaut.

Einwohnern dagegen, die außerhalb der Orte arbeiten wollten, blieb nichts anderes übrig, als stundenlange Wege in Kauf zu nehmen. So kamen sie entweder nur zum Sonntag nach Hause oder konnten nur in der nahen Umgebung einen Arbeitsort erreichen.

Hier war also die Situation für die Zigarrenindustrie bestens: Der Materialtransport von Mannheim ein- bis zweimal pro Woche war problemlos und die Unternehmer konnten für gelegentliche Besuche die rund 22 Kilometer von Mannheim ebenfalls mit einer Kutsche schnell bewältigen. Dafür waren aber die Arbeiter am Ort weitgehend gebunden.

Für die Arbeiter änderte sich die Situation erst mit der Eröffnung der Lokalbahnstrecke im zwischen Ludwigshafen und Dannstadt. Dorthin konnte ein Arbeiter auch noch nötigenfalls täglich laufen. In den Dörfern wird allerdings überliefert, dass die Streckenführung der Lokalbahn, die bis 1911 weiter nach Meckenheim verlängert wurde, auf Betreiben der Zigarrenindustrie Rödersheim und Alsheim weiträumig umging, nämlich südlich der Nachbardörfer Hochdorf und Assenheim. Gleiches gelte auch für die Trasse der Rhein-Haardtbahn, die nördlich von Gönheim und damit vier Kilometer von Rödersheim den nächsten Bahnhof anbot.

Der Weg nach Dannstadt war in der Regel doch zu weit. Der Widerstand der Arbeitgeber mit dem Ziel, Rödersheim und Alsheim auf Distanz zu den Bahnen zu halten, hatte zwar Erfolg, zeigt aber keine Wirkung mehr: Nach der Verlängerung der Bahnstrecke bis nach Meckenheim lagen die Bahnhöfe Assenheim und Hochdorf für die Pendler nahe genug.

Die Lokalbahn bot so trotzdem für viele Handwerker und Arbeiter die Möglichkeit, in Ludwigshafen und Mannheim eine Arbeit aufzunehmen und täglich die Strecke zu pendeln. Die Lokalbahn, im Volksmund „Feuriger Elias“ genannt, war damit Grundlage für die weitere Entwicklung der Arbeiterstruktur in den örtliche Zigarrenfabriken: Vor allem für die Mütter war die Zeit, die für entsprechendes Pendeln aufzuwenden war, noch immer zu lang, als dass sie eine Arbeitsstelle außerhalb des Ortes aufnehmen und gleichzeitig für Kinder und Haushalt sorgen konnten. Um an einen Arbeitsplatz „in der Stadt“ zu gelangen, mussten täglich drei bis fünf Stunden auf der Strecke verbracht werden.

Als dann die Strecke der Lokalbahn 1933 nur noch bis Mundenheim angeboten und 1955 ganz eingestellt wurde, bedeutet dies jedoch schon keinen Nachteil mehr für die Einwohner.

Denn seit 1907 gab es immer wieder Bemühungen, für die Orte eine Personenbeförderung mit Kraftfahrzeugen einzurichten. Nach einigen gescheiterten Versuchen, so 1907 mit einer Verbindung Schifferstadt-Dürkheim oder 1911 einer Motorwagen-Autopostlinie Gönheim/Rödersheim-Neustadt (Zech 314. 1930ff), entwickelte sich doch ein regelmäßiger Postbusverkehr nach Ludwigshafen – zu der Zeit insbesondere, um die Mitarbeiter der BASF an ihren Arbeitsplatz nach Ludwigshafen zu bringen.

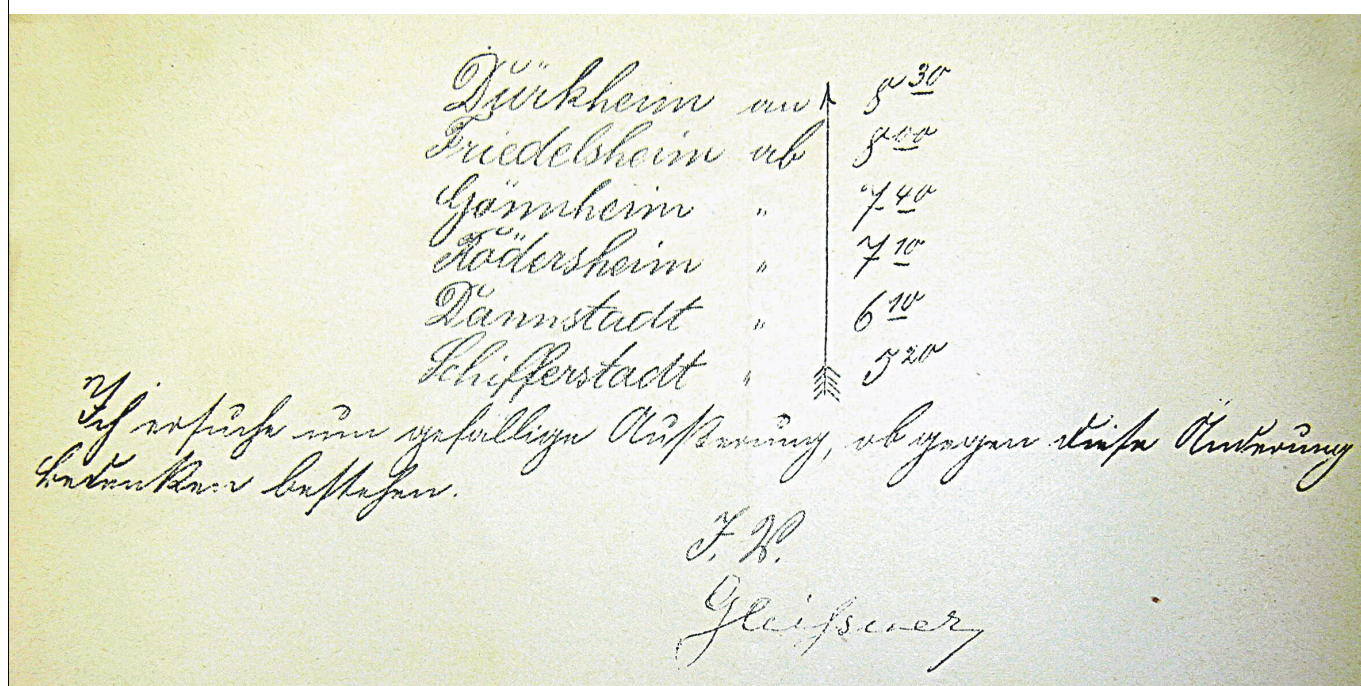


Bild 12: Ein erster Versuch bereits 1907, auf der alten Postkutschenstrecke eine Kraftbusverbindung einzurichten, scheiterte noch an der langen Fahrzeit. 60 Minuten Fahrzeit zwischen Dannstadt und Rödersheim sind zu Fuß schneller zurück zu legen.

Für diese verkürzte sich die Anfahrtszeit mit dem Postbus auf 40 Minuten, während mit der Lokalbahn ohne die für den Gang zum Bahnhof notwendige Zeit rund ein Stunde aufzuwenden war. (Zur Geschichte der Lokalbahn vgl. Dister/Glatt 2010, Schreiner 1997 und Rhein-Pfalz-Verlag, 26.2.1951 sowie Werner: Den Sprung zur Vollbahn nie geschafft, in: Heimatjahrbuch Bd. 14 des Landkreis Ludwigshafen 1997)



Bild 13: Die Postbusse ersetzen den feurigen Elias – die Arbeiter konnten bereits in Rödersheim und Alsheim einsteigen und waren zudem schneller am Arbeitsplatz in Ludwigshafen.

Die Bedeutung der Kraftwagenverbindungen wurde vom Gemeinderat Rödersheim als wichtiges Thema empfunden. So erhielt „Kraftwagenbesitzer“ Veth im Jahr 1928 ein gemeindliches Darlehen und Bürgschaft für die Anschaffung eines Wagens zur Herstellung einer Busverbindung nach Neustadt. (Zech 331f). Dies kann jedoch eher als Versuch gelten, die alten Verbindungen zur Haardt aufrecht zu halten. Veth meldet dann jedoch schon 1931 Konkurs an – ein Indiz dazu, dass die Verbindung nach Ludwigshafen aus wirtschaftlicher Sicht wesentlich bedeutsamer war als die entgegengesetzte Linie: Arbeitsplätze gab es am Rhein.

Zu erwähnen ist noch, dass es in Rödersheim und Alsheim nicht nur „Auspendler“ gab. Die Zigarrenfabriken beschäftigten auch Arbeiter aus den umliegenden Dörfern. So erließ der Gemeinderat Rödersheim im Jahr 1902 die Verordnung, dass Nichtheimatsangehörige (Leute ohne Heimatrecht) auf den Feldern „nicht graßen (stoppeln) dürfen“. Ein deutlicher Hinweis auf die Pendler, die in den Fabriken arbeiteten. (Zech 312).

Tabak- und Zigarrentransport

Die Verflechtung des Rohstoffhandels beschreibt Sattel (1935, S.51) knapp: „Die ausländischen Tabake werden von Sumatra, Java, Nord- und Südamerika, Mexiko und Cuba bezogen. Das Kistenholz, Zedern und Erlen, kommt aus Rußland, Afrika und Cuba. Papier und Seidenbänder liefert die engere pfälzische Heimat.“

Tabakanlieferung von Übersee nach Rödersheim und Alsheim

Pfälzischer Tabak galt als Tabak für billige Zigarren und wurde auch dort nur in Anteilen verwendet. Als wesentlich für die Güte galt der Anteil von Übersee-Tabak. Dieser wurde in der Regel in Amsterdam von den großen Übersee-Schiffen auf die Rhein-Schiffe verladen. Ein Großteil des Tabaks wechselte bereits hier an der Handelsbörse den Besitzer – auch Rödersheim-Gronauer Fabrikanten orderten „ab Amsterdam“.

Über Köln gelangte der Tabak nach Mannheim. Von dort schafften Fuhrkarren – ab den zwanziger Jahren auch Lastkraftwagen – die kostbaren Blätter zu den Betriebsstätten in Mannheim, Baden und der Pfalz. Für die Fabriken in der Umgebung Mannheims lohnte sich damit ein Umladen auf die Bahn nicht. Da die Betriebe lediglich ein bis zweimal pro Woche angefahren wurden, war der Transport auf Fuhrkarren die wirtschaftlichste Variante.

Lediglich in weiter entfernte Betriebsstätten – zum Beispiel in Kaiserslautern – lohnte sich das Umladen auf die Bahn und dann mit erneuten Umladen auf Fuhrkarren der Transport ab dem Bahnhof zum Betrieb.



Bild 14: Überlandtransporte für Tabak wurde per Fuhrkarren wie dem hier abgebildeten betrieben.

Zigarrenversand ab Rödersheim und Alsheim

Teilweise wurden die Zigarren in Rödersheim und Alsheim direkt in handelsübliche Kisten verpackt, teilweise erfolgte die Sortierung und Verpackung erst am Hauptsitz des jeweiligen Unternehmens. So brachte nach 1945 für den Betrieb Schondelmeier ein LKW einmal pro Woche Tabak vom Hauptsitz in Kaiserslautern und nahm die fertigen Zigarren mit zurück. Ab den dreißiger Jahren lieferten Postbusse mehrmals wöchentlich Zigarren in einem Anhänger nach Ludwigshafen und Mannheim. Die Schweizer Firma Hediger&Söhne exportierte so direkt von Rödersheim aus in alle Gebiete des deutschen Reiches.

Zeitweise ließen Großunternehmen wie BUSAG in Bremen über ihre Niederlassungen in Mannheim auch in Rödersheim fertigen. So nahmen die Zigarren den umgekehrten Weg wie der Tabak: Nach Mannheim mit dem Karren und von dort per Schiff in die ganze Welt.



Bild 15: Auslieferungsfahrzeug für Schondelmeier in Hamburg um 1960. Unter anderem auch mit diesen VW-Bussen wurde Tabak von Kaiserslautern nach Rödersheim und Fertigware zurück transportiert.

4. Sozialer Wandel durch langsame Veränderung der Werthorizonte und Statussymbole



Bild 16: Betrieb Rudolf Hetterich in den dreißiger Jahren. Durch Schutzgesetze blieb die Zigarrenfertigung bis 1958 eine reine Handarbeit. Mit Veränderungen des Marktes und dem Wegfall des „Maschinenverbotsgesetzes“ verschwanden die Firmen nach 1945 immer mehr aus Rödersheim und Alsheim-Gronau.

Der Betrieb Rudolf Hetterich in Rödersheim hielt sich jedoch mit wenigen anderen bis in die sechziger Jahre und stellte einige Zeit nach dem Tod von Rudolf Hetterich als letzte Zigarrenfabrik am Ort den Betrieb ein.

4.1. Die Entwicklung im Überblick

Mit den Zigarrenfabriken kamen die Zigarrenmacher und änderten das Dorfleben von Grund auf. Nicht mehr die Jahreszeiten und der Sonnenauf- und -untergang bestimmten den Alltag, sondern die Arbeitszeitvorgaben der Fabriken – bis heute.

Für den Ort war das nicht unbedingt von Nachteil. Die Zeit des Wandels fasst der Rödersheimer Lehrer Georg Weigel im Jahre 1912 in einem Beitrag zur Chronik des Männergesangsvereins Frohsinn 1897 e.V. zusammen. Seine Formulierungen drücken das damalige Zeitgefühl der Dörfler recht gut aus:



Bild 17: Lehrer Georg Weigel, erster "Chronist" des Ortes Rödersheim, gleichzeitig Dirigent von Männergesangsverein und dem neu gegründeten Kirchenchor.

„Erst nach dem glorreichen Kriege 1870 71 begann für Rödersheim eine neue, günstige Epoche. Am Rheine fing eine Stadt an sich zu entwickeln und hier gab es Verdienst, was die Einwohner benützten, indem viele als Bauarbeiter dort Arbeit suchten und fanden. Auch in unseren benachbarten beiden Orten herrschte rege Bautätigkeit.

Der eigentliche Aufschwung des Dorfes hängt jedoch zusammen mit dem Aufblühen der Zigarrenindustrie. Im Jahr 1887 wurde auf Vorschlag des Werkmeisters Friedrich Maurer hin, der im nahen Alsheim eine Filiale der weltbekannten Zigarrenfabrik von Brunner & Schweitzer-Mannheim errichtet hatte, diese Filiale nach Rödersheim verlegt. Mit weitsichtigem Blicke begabt, erkannte Maurer, dass gerade Rödersheim ein gutes Feld sei für eine Fabrikanlage und er hatte sich nicht getäuscht. Die Bewohner eigneten sich sehr gut für die Zigarrenindustrie, die neue Fabrik beschäftigte bald über 300 Mitarbeiter, die ihren guten Lohn fanden. Ihm verdanken die Einwohner zum größten Teile ihr Glück und ihren Wohlstand. Im Laufe der Jahre entstanden noch einige Fabriken so dass ihre Zahl gegenwärtig vier beträgt. Durch den Bau der lokalen Bahn wurde eine bessere Verbindung mit Ludwigshafen hergestellt, was viele benutzten, um ihre Lage zu verbessern. Der Wohlstand der Gemeinde tritt auch nach außen hin zu Tage. Das Dorf hat innerhalb der letzten 20 Jahre ein neues Gewand erhalten, die Bevölkerung hat bedeutend zugenommen und viele neue Gebäude sind entstanden. Bei der stetigen Bevölkerungszunahme erwies sich denn auch die im Jahr 1738 von dem

Maurermeister Rief erbaute Kirche als zu klein, weshalb 1907 deren Erweiterung erfolgte. Nachdem auch schon seit Jahren die Schulen überfüllt waren, wurde die Gemeinde in die Lage versetzt, hier Abhilfe zu schaffen. So entstand im Sommer 1910 im westlichen Teile des Schulgartens ein Gebäude mit zwei musterhaft eingerichteten Lehrsälen. Sie hat damit, sowie mit der fünf Jahre früher erfolgten Erbauung eines Schwesternhauses, den besten Beweis gegeben ihrer allzeit bewährten Opferwilligkeit und ein Denkmal geschaffen, auf das sie stolz sein kann, das aber auch verkündet, dass die Einwohner nicht zurückstehen wollen, wenn die Fürsorge gilt für das Wohl, für die Erziehung und Heranbildung der Jugend."

Die Industrieansiedlung brachte eine neue Blüte für das Dorf: Bis zu 300 Mitarbeiter waren in der neuen Fabrik beschäftigt – bei einer Einwohnerzahl von gerade mal 800. Mehrere andere Unternehmen folgten dem Beispiel und ließen in Rödersheim Zigarren fertigen. Die Arbeit zog aus der Umgebung weitere Bauernkinder an und der Ort wuchs bis 1914 auf 1250 Einwohner an – in den Fabriken arbeiteten bis zu 800 Einwohner und Pendler.

Für die alteingesessenen Bauernfamilien änderte sich die Welt: Niedriges Volk, nicht besser als die Tagelöhner, hatten plötzlich Geld - und gab es aus. Und auch in den Familien krachte es gewaltig – neue Werthorizonte trennten vielfach die Eltern von den Kindern, die mit dem selbst verdienten Geld mehr und mehr unabhängig wurden und eigene Vorstellungen von "gut leben" Wirklichkeit werden lassen konnten.



Bild 18: (Bauernhof und Wagnerei Lorenz Stahl, Schäfergasse) Die bäuerliche Kultur beherrschte das Dorfleben. Besonders die „kleinen“ Landwirte achteten sehr auf Statussymbole.

Letztlich waren die Honoratioren gegenüber den neuen Sitten machtlos. Und nicht zuletzt spülten die Fabriken gutes Geld in die Gemeindekasse und in den Ort: Neue Gasthöfe und Läden eröffneten, die Arbeiter kauften bei den Bauern, Handwerkern und Handelsgeschäften am Ort ein, bevölkerten die Gaststuben und ließen so das Geld im Dorf.

Mit Kriegsende war diese Zeit vorbei: Mit der französischen Besatzung der Pfalz war es den Mannheimer Unternehmen nicht mehr möglich, auf der linksrheinischen Seite tätig zu werden. Als die Beschränkungen wegfielen, waren nur noch wenige Firmen zum Engagement bereit. So arbeiteten 1927 nur noch rund 200 Rödersheimer - vor allem Frauen - in den Zigarrenfabriken, wie eine weitere Chronik des Männergesangsvereins Frohsinn aus diesem Jahr berichtet. Das meiste Geld wurde inzwischen als Handwerker oder Industriearbeiter in Ludwigshafen und der Umgebung verdient. So bestimmte das Zigarrenmachen der Frauen am Ort und das Pendeln der Männer zu ihren außerhalb liegenden Arbeitsstätten das Ortsbild. Die Möglichkeit der jungen Frauen, immer leichter auch außerhalb des Ortes zu arbeiten und entsprechend mehr Geld zu verdienen als in den Zigarrenfabriken war nicht die Ursache für das Verschwinden der Zigarrenfabriken in Rödersheim-Gronau. Aber es bewirkte, dass die wirtschaftliche Umstrukturierung des Dorfes vom Industriestandort zum Wohndorf ohne besondere Belastungen für die Einwohner erfolgen konnte.

Die folgenden Abschnitte dieses Kapitels fassen die geschichtliche Entwicklung ab Beginn der ländlichen Industrialisierung zusammen, bevor dann auf einzelne Aspekte des Lebens und des Alltags eingegangen wird.

Der Ursprung

Der Startschuss in die neue Zeit fiel mit diesen Voraussetzungen für Rödersheim endgültig 1887: Friedrich Maurer, angestellter Werkmeister der Zigarrenfabrik Brunner & Schweitzer in Mannheim, überzeugte die Firmenleitung zum Bau einer neuen Fabrik in Rödersheim, die bald innerhalb weniger Jahre bis 300 Mitarbeiter beschäftigte. Die Firma betrieb zuvor bereits in Alsheim-Gronau eine kleinere Zigarrenfabrik mit Friedrich Maurer als Werkmeister. (Von dieser Produktion sind in den Archiven keine Informationen mehr erhalten.)

1888 wurden jedoch per Bundestagsverordnung die baulichen Bedingungen zum Betrieb einer Zigarrenfabrik deutlich verschärft. So war beispielsweise nun ein Luftraum von 7 m³ pro Arbeiter zwingend vorgeschrieben. Viele bestehende Betriebe mussten mangels vorschriftsmäßiger Räume schließen, neue Betriebsgebäude schaffen oder den Betrieb gänzlich in die Heimarbeit auslagern.

Im kleinen Ort Alsheim war das Potenzial für Heimarbeit zu gering und für einen größeren Betrieb standen keine ausreichend großen Flächen zur Verfügung. Rödersheim bot hier eine Alternative. Eine Reihe der Arbeiter im Betrieb Alsheim wohnte wohl in Rödersheim, hier fand sich wesentlich mehr Arbeitskräftepotenzial, mit der Größe des Ortes musste zunächst keine eigene Betriebskrankenkasse aufgebaut werden. Zudem galt die katholische Bevölkerung als weitgehend resistent für die umstürzlerischen Gedanken der Sozialdemokratie und lies sich somit auch kaum für Streiks gewinnen – Streiks waren besonders in den städtischen Betrieben ein permanentes Problem für die Unternehmer dieser Zeit.

So wurden in der Friedhofstraße ein Gelände erworben und das dort bestehende Haus um ein Fabrikgebäude entsprechend den neuen Normen erweitert. Der Werkmeister ließ sich ein repräsentatives Wohnhaus nahe bei der Fabrik bauen.

Die Fabrik blühte auf, mehrere andere Unternehmen folgten dem Beispiel und ließen in Rödersheim Zigarren fertigen. Dabei nutzten sie ein anderes Unternehmenskonzept als

Brunner&Schweitzer. Junge Werkmeister wie Karl Keck, Matthäus Fassott oder Ludwig Brückelmeyer bauten vorhandene Gebäude zu Produktionsstätten um und aus, verpachteten die Flächen an ortsfremde Zigarrenhersteller und ließen sich von diesen gleich als Werkmeister anstellen. Karl Keck zog dazu von Rödersheim wieder nach Alsheim zurück und bezog die frühere Synagoge im Ortszentrum in die neue Produktionsstätte mit ein.

Im Auftrag des Arbeitgebers stellten sie Arbeiter ein oder entließen sie, zahlten die Löhne aus, sicherten die Qualität der hergestellten Zigarren und waren verantwortlich für das Einhalten der Betriebsvorschriften. Bei Streit mit dem Hersteller kündigten sie Pacht- und Arbeitsvertrag und wechselten mitsamt der Belegschaft zu einem Wettbewerber. Mit dieser Methode blieben die Zigarrenfabriken an ihren jeweiligen Standorten über Jahrzehnte erhalten, die hergestellten Marken und die Auftraggeber wechselten jedoch mehrfach.

Im Umfeld dieser Betriebe entstanden eine Reihe kleinerer „Hausfirmen“. Gelernte Zigarrenmacher wechselten in Heimarbeit und begannen bald, selbst Zigarren komplett zu fertigen und im Umfeld zu vertreiben. Da die Fabrikbetrieb im Gegensatz dazu weniger für den lokalen Markt fertigten, galten die Hausfabrikanten nicht als Wettbewerb, sondern eher als Zulieferer und Quelle qualifizierter Arbeiter.

Die Glanzzeit

Die Arbeit zog u.a. aus der Umgebung weitere Bauernkinder an und Rödersheim wuchs bis 1914 auf rund 1250 Einwohner an. Alsheim profitierte ebenfalls, wenn auch in geringerem Umfang, von der neuen Einkommensmöglichkeit. Jedoch verfügte dieser Ort über nur wenige Flächenreserven, so dass sich schließlich als größerer Betrieb nur die Zigarrenfabrik Karl Keck am Standort etablierte, die jedoch insbesondere nach dem Zweiten Weltkrieg große Bedeutung erlangte, war der Betrieb und dessen Nachfolgefirma Wolf in Oggersheim doch jahrzehntelang der größte Arbeitgeber im Ort (vgl. unternehmensbez. Einträge und Akten im Gemeindearchiv)

Nicht zuletzt spülten die Fabriken gutes Geld in die Gemeindekasse und in den Ort: Neue Gasthöfe und Läden eröffneten, die Arbeiter kauften am Ort ein und ließen so das Geld im Dorf.

Das Handwerk blühte auf: Schuster, Schneider, Schreiner, Metzger, und die anderen Zünfte fanden ausreichend Kunden im Ort. Auch die Bauhandwerker fanden mehr Aufträge in Ortsnähe. Die Faßküferei Weisbrodt - heute ältestes Unternehmen am Ort - nahm in der Zeit den Betrieb auf. Bei den Bäckern gab es nicht nur Brot, sondern auch die großen Backöfen - die Kinder brachten von ihren Müttern fertig geformten Brotteig oder die großen Blechkuchen zu ihnen und ließen backen. Solche Brotlaibe reichten dann eine ganze Woche.

Mit dem Geld, das nun in die Gemeindekasse sprudelte, konnte endlich der lang geplante Schulhausneubau (heute „Alte Schule“) finanziert werden – 1910 wurde er eingeweiht mit „zwei modernen Lehrsälen“ für die drei Klassen. Und die Kirchengemeinde tat ein Übriges: Damit die Zigarrenarbeiterinnen neben ihren familiären Pflichten überhaupt arbeiten konnten, bot der eigens gegründete „Elisabethenverein“ einen Kindergarten an - und eine Krankenstation ermöglichte nun die Versorgung der kranken Kinder und Erwachsenen direkt vor Ort. Da zudem die „Fabrikmädchen“ kaum Möglichkeit hatten, von der Mutter den Haushalt zu lernen, wurde eine Nähschule eingerichtet, in der die wichtigsten hauswirtschaftlichen Grundlagen vermittelt wurden. Dazu kamen katholische Schwestern in den Ort, und 1905 fand die Einweihung des neuen „Schwesternhauses“ (heute Pfarrheim) statt, in der diese Einrichtungen für viele Jahrzehnte ihren Platz fanden. Schließlich erwies sich die katholische Kirche als zu klein - mit einem neuen Chorraum wurde sie erweitert und konnte nun die größere Zahl der Gläubigen aufnehmen - offensichtlich auch ein Bedürfnis der „Neubürger“, die in das katholische

Rödersheim vor allem aus konfessionsgleichen Gebieten wie Niederkirchen und Deidesheim zuwanderten und „einheirateten“.



Bild 19: Grabstätte von Schwester Pontia, die erste Kindergartenschwester in Rödersheim, auf dem Rödersheimer Friedhof. Sie starb bereits 29jährig nach nur 4 Jahren Tätigkeit am Ort. Nach Ihrem Tod wurde der Neubau des Schwesternhauses betrieben – die bisherige, angemietete Unterkunft wurde als ungeeignet bezeichnet.

Die Zigarrenarbeiter konnten in Rödersheim schon auf erste Errungenschaften der Sozialgesetzgebung des Deutschen Reiches genießen – viele Erschwernisse früherer Zeit blieb Ihnen erspart. So war bereits die Kinderarbeit in den Fabriken verboten, die Arbeitszeit auf elf Stunden pro Tag und auf sechs Tage pro Woche begrenzt, für Mütter gab es weitergehende Sonderregelungen. Trotzdem war die Arbeit nicht einfach. Denn neben der Fabrikarbeit hatte fast jede Familie ein eigenes, kleines Haus und betrieb Landwirtschaft. Wenn der Mann als Handwerker in Ludwigshafen arbeitete, blieb diese Arbeit an der Frau hängen, die dies neben der Hausarbeit und der Fabrikarbeit noch mit erledigen musste.

Die glanzvolle Zeit der Zigarrenmacher endete abrupt 1918, als mit der französischen Besatzung die ökonomischen Verflechtungen nach Mannheim und Baden abgeschnitten wurden. Es war den Mannheimer Unternehmen nicht mehr möglich, auf der linksrheinischen Seite tätig zu werden. Als die Beschränkungen dann wegfielen, waren nur noch wenige Firmen zum Engagement bereit, wie ein Schreiben im Ortsarchiv belegt (Fa. Baer, Mannheim an das Bezirksamt Dürkheim 19.3.1919 an die Gemeinde Rödersheim):

"In Erledigung ihrer Zuschrift vom 4.ds., die wir gestern erst erhielten, müssen wir zunächst ihren Vorwurf hinsichtlich Mangel an gutem Willen ganz entschieden zurückweisen und wiederholen, dass es nicht unsere, sondern die Schuld der französischen Kontrollbehörde ist, dass wir den Rödersheimer Betrieb schließen mussten. Wir sind täglich bereit, diesen Betrieb wieder aufzunehmen, wenn man uns erlaubt, den hierzu unbedingt nötigen Fuhrwerkverkehr zwischen unserer Zentrale in Reilingen über Speyer nach Rödersheim wieder in Gang zu bringen, das heißt, dass wir das zur Herstellung von Zigarren nötige Material hinführen und jeweils fertige Zigarren mitnehmen können. Wie wenig es im übrigen der französischen Behörde anliegt, uns irgendwelche Erleichterung zu verschaffen, geht schon daraus hervor, dass wir uns seit Wochen vergeblich bemühen, für unseren Herrn Albert Baer und Obermeister Heinrich Ditton einen Brückenausweis zu erhalten, ohne welchen uns mit einem Passierschein für Ludwigshafen-Rödersheim naturgemäß nicht gedient sein kann“.

Die Idylle

Den Zusammenbruch der Wirtschaftsbeziehungen zwischen Mannheim und Rödersheim-Gronau konnten die Einwohner anscheinend ohne langfristige Folgen kompensieren. Sie arbeiteten in den umgebenden Städten und pendelten täglich bis nach Kaiserslautern, vor allem aber nach Ludwigshafen und Mannheim. Hier konnten sie beispielsweise den „feurigen Elias“ nutzen, die Eisenbahnlinie zwischen Meckenheim und Mundenheim mit Bahnhof im nahe gelegenen Assenheim.

In der Folgechronik des Männergesangsvereins im Jahr 1927 ist dementsprechend notiert:

„Leider steht heute die schöne Fabrik still und nur noch 200 Arbeiter finden in den drei weiteren Zigarrenfabriken Beschäftigung. Die Erbauung der Lokal- und Rhein-Haardt-Bahn brachte eine bessere Verbindung mit dem Industriezentrum, was viele benutzten, um ihre Lage zu verbessern....“

Das Gegenwartsbild von Rödersheim ist folgendes: von den 1250 Einwohnern gehören etwa 30% dem Bauernstand an, die übrigen sind gewerblich und industriell tätig. Leider geht die Zigarrenindustrie abwärts; die Löhne bleiben bedeutend hinter den Lebensbedürfnissen zurück und die Umlagen aus dieser Industrie, die vor dem Kriege 1/3 der gesamten Umlagen ausmachten, sind fast verschwunden....“



Bild 20: Blick in die Zigarrenfabrik Friedhofstraße in den dreißiger Jahren. Den Betrieb in der früheren Filiale Brunner & Schweitzer hatten nach 1927 andere Firmen übernommen, nachdem sich die Gründerfirma 1918 aus der bayerischen Pfalz zurückgezogen hatte und die Gebäude jahrelang leer standen.

Vor allem die BASF und andere Chemiebetriebe in Ludwigshafen nahmen das Arbeitskräftepotenzial auf. 1938 waren über ein Viertel der Rödersheimer Einwohner unmittelbar von den Einkünften aus der Arbeit in der BASF bzw. IG Farben abhängig.

Entwicklung der Zahl der BASF-Mitarbeiter aus Rödersheim bis 1938

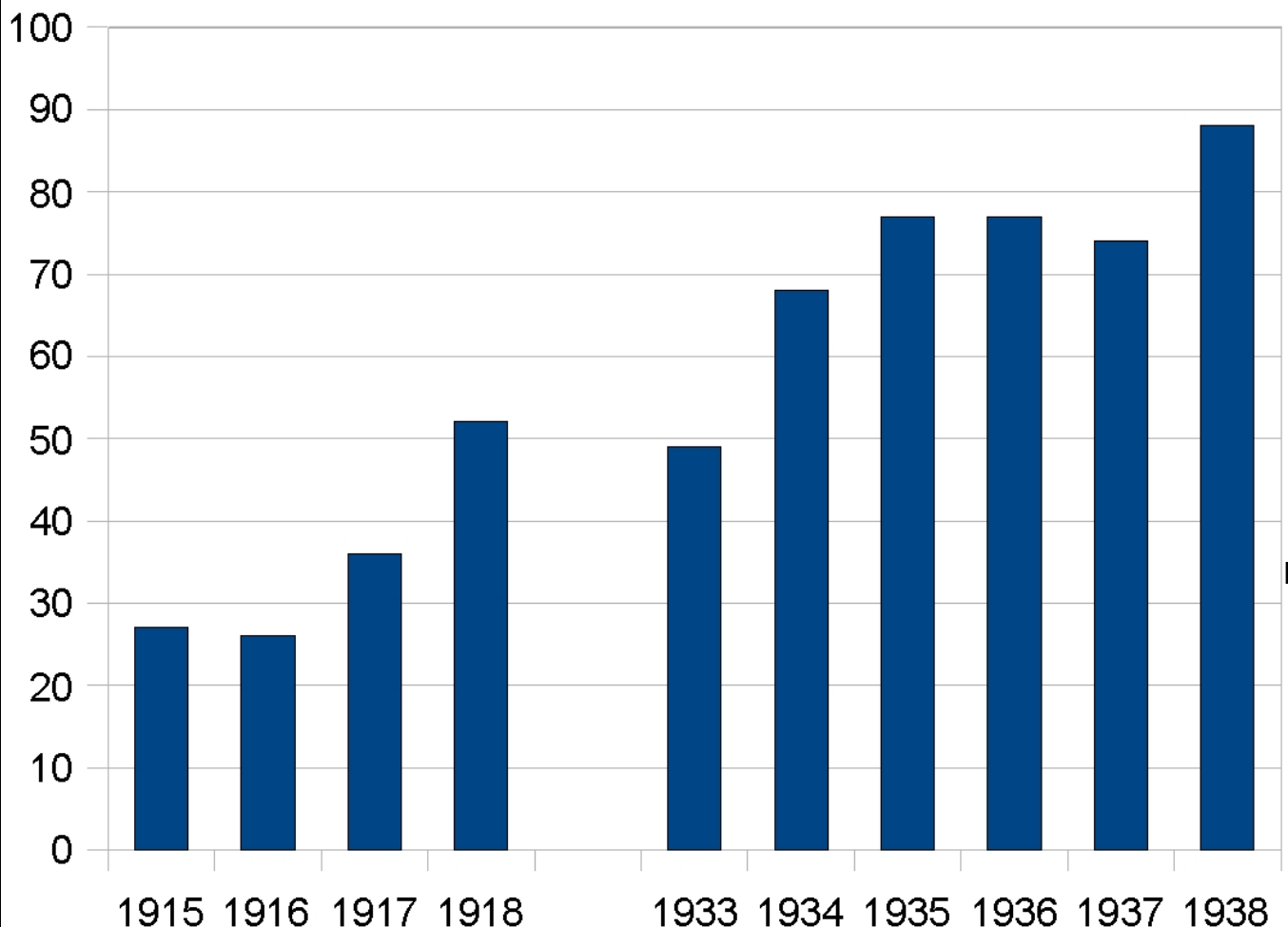


Bild 21:

Die Frauen arbeiteten in den Zigarrenfabriken, betreuten die Kinder und die eigene Landwirtschaft, die Männer arbeiteten tagsüber außerhalb des Ortes als Handwerker oder in der BASF. (Zahlen: Archivverwaltung der BASF, Ludwigshafen). Es ist davon auszugehen, dass im Schnitt vier Personen in einem Haushalt leben. Damit bestritt bereits 1934 jeder vierte Haushalt in Rödersheim seinen Lebensunterhalt durch die Arbeit in der BASF.

In kleinerem, aber doch regional weit überdurchschnittlichem Umfang wurde jedoch bis zum Zweiten Weltkrieg und darüber hinaus am Ort an mehreren Standorten produziert – auch wenn die Zigarette den Markt für Zigarren immer mehr zurückdrängte. Zigarren wurden weiterhin in Handarbeit gefertigt und die jungen Frauen in Rödersheim brachten wohl eine gute Leistung. Ihre Arbeit konnten Maschinen nicht ersetzen, denn am 15. Juli 1933 wurde das „Maschinenverbotsgesetz“ verabschiedet, das die Automatisierung der Zigarrenfertigung verbot. Erlaubt waren nur hand- oder fußbetriebene Werkzeuge ohne jeglichen elektrischen oder sonstigen Antrieb (Bartels 1961 S. 148ff).

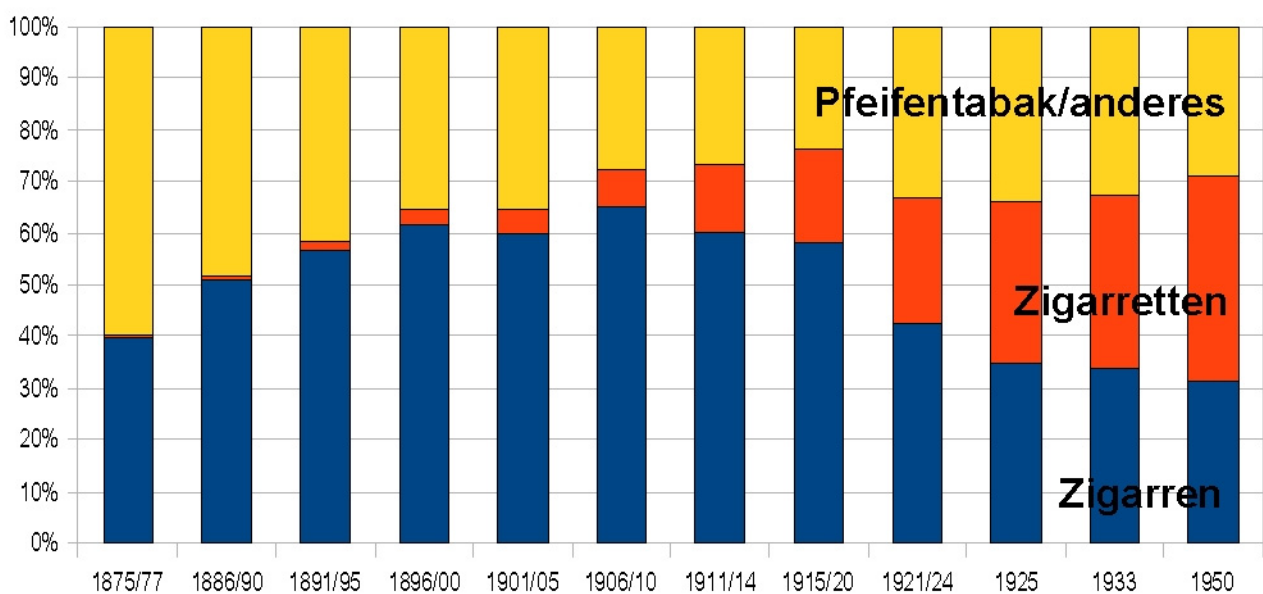
Die männlichen Arbeiter pendelten nun täglich in die Industriezentren, die Frauen erzielten einen guten Zuverdienst und „managten“ Haus und die kleine Landwirtschaft: „Arbeiten in Ludwigshafen und Leben in Rödersheim“.

Inzwischen konnten auch die ersten Zigarrenmacher die Segnungen der neuen Altersversorgung genießen: Als Rentner prägten sie das Ortsbild vor- und nachmittags. Ein Reporter, der 1936 Rödersheim besuchte, beschrieb seine Eindrücke mit der Überschrift „Das Dorado der Zigarrenmacher“.

Das Ende

Ab 1886: die Zigarre verdrängt die Pfeife

Ab 1914: Die Zigarette verdrängt die Zigarre



Anteile des Tabakkonsums in Deutschland (nach Bartels 1961)

Bild 22: Im 19. Jahrhundert verdrängte die Zigarre die anderen Arten des Tabakgenusses - im zwanzigsten Jahrhundert erlitt sie deren Schicksal durch die Zigarette. Gemeinsam mit dem Wegfall der staatlichen Stützungsmaßnahmen bedeutet dies das Ende der ländlichen Produktion.

Die wirtschaftliche Bedeutung der Zigarrenindustrie nahm kontinuierlich ab. Am Markt verdrängte die Zigarette mehr und mehr die Zigarre, so dass diese schließlich das gleiche Schicksal erlitt, das sie dem Pfeifenrauchen einige Jahrzehnte zuvor erteilte: Der Markt verkümmerte zum Nischensegment.

Schließlich entfiel mit der Aufhebung des Maschinenverbotsgesetzes in der Zigarrenfabrikation im Jahr 1958 der Standortvorteil der preiswerten Arbeitskräfte. Die Firmen verlagerten ihre Produktion an die Hauptsitze, die kleineren Firmen ohne Investitionsmöglichkeiten verloren mehr und mehr ihre Wettbewerbsfähigkeit.



Bild 23: Die Handwerker im Dorf profitierten zunächst von der Kaufkraft der Zigarrenmacher - endlich gab es auch im Ort mehr Aufträge und die Handwerkerschaft konnte sich auch durch Selbständige etablieren. Nach dem Ende der Zigarrenmacher-Epoche bildeten sie mit den „Anilinern“ das Rückgrat der örtlichen Wirtschaft.

1966 schloss die letzte Zigarrenfabrikation Rudolf Hetterich in Rödersheim-Gronau. Hetterich hatte als Heimfabrikant begonnen und die Produktion mit seiner Familie und einigen Mitarbeitern ausgeweitet. Auch wenn dieser Betrieb nie die Größe der Fabriken am Ort erreichte, so wurden seine Marken – wie zum Beispiel „Tropensonne“ – auch über den Ort hinaus gerne gekauft. Nach dem Tod von Rudolf Hetterich führte seine Frau den Betrieb noch einige Monate weiter, gab dann die Produktion aber endgültig auf. Sohn Erwin Hetterich bewahrte jedoch die Geräte auf. Als er diese zur Verfügung stellte, deren Ausstellung anregte und immer wieder mit ehemaligen Zigarrenmacherinnen die alte Produktionsweise in der Praxis vorführte, legte er den Grundstock für das heutige Museum.

Die folgenden Abschnitte vertiefen über den geschichtlichen Abriss hinaus einige Aspekte des Lebens der Zigarrenarbeiter und Zigarrenarbeiterinnen und den gesellschaftlichen Wandel. Dabei liegt die Konzentration auf der „Glanzzeit der Zigarrenmacher“ als Kernzeit für den sozialen Wandel.

4.2. Wandel der sozialen Systeme



Bild 24: Statussymbol Pferd: Wer sich als Bauer neben der Kuh ein Pferd leisten konnte, war schon „etwas Besseres“.

Spannungen im Dorf

Die Gesellschaft ändert sich. Im Standesdenken der Bauern des 19. Jahrhunderts war der landwirtschaftliche Grundbesitz Dreh- und Angelpunkt der gesellschaftlichen Stellung. So wurden die Zigarrenarbeiter, die in der Regel nur kleine Flächen bebauten, fast wie Tagelöhner bewertet. Im Gegensatz dazu konnten sie sich jedoch mit ihrem Wochenlohn Statussymbole leisten (z.Bsp. regelmäßiger Wirtshausbesuch), die sich so mancher Bauer oft versagen musste.

So blieb manchmal nur der Bezug auf die traditionellen Werte, um seine Selbstbestätigung zu erhalten „*Da wo der Bauer sich auf einen genügenden Landbesitz stützen kann... ist das Klassenbewußtsein auch stärker und verhindert ein Herabsinken in das ländliche Proletariat. Der Zigarrenindustrie steht man stolz und ablehnend gegenüber*“ (Mussler 1925, S. 84).

Dies half nur bedingt, die Fakten waren nicht zu verleugnen. Für die alteingesessenen Bauernfamilien änderte sich mit den Fabrikansiedlungen die Welt: Niedriges Volk, nicht besser als die Tagelöhner, hatte plötzlich Geld – und gab es aus. Aus dem Badischen liegen dazu von 1890 konkrete Berichte vor, die wohl auch auf die Pfalz übertragbar sind.

„Es gehört hierher nicht nur der regelmäßige Wirtshausbesuch zur Sonntagsfeier, ein Genuss, den sich selbst der besser gestellte Bauersmann nicht selten versagen muss, sondern es wird von vielen Arbeitern auch noch während des Jahres das eine oder andere Vergnügen mitgemacht, welches einen vollen Wochenlohn an einem Tage verschlingt....“ (Wörishoffer 1890, S. 216).

Diese Konflikte zeigten sich auch in den Beziehungen zu den Nachbardörfern, denn auch von dort schickten die Bauern ihre Kinder nach Rödersheim zur Zigarrenarbeit. Und sonntags zogen die Zigarrenarbeiter gerne in den Nachbarort, um „beim Winzer“ einen Schoppen zu trinken. Auch die Niederkirchener Bauern bemerkten dies wohl – nach dem Spruch zu urteilen: *„Die Nerrekercher hawwen's Feld, die Rederschemer hawwen's Geld“.*



Bild 25: Anstatt - oft nicht nur in der eigenen Familie, sondern auch für die "Großbauern" - antrenge Feldarbeit für geringsten Lohn zu verrichten, zog es viel junge Mädchen in die „Fawwerik“.

Hier muss darauf hingewiesen werden, dass diese Konfrontation insbesondere die "kleinen" Bauern betraf, die ohne größere Ackerflächen, einem relativ kleinen Haus-, Hof- und Stallbereich und geringem Viehbestand, oft sogar ohne Pferd, darauf bedacht waren, ihren Status in der Dorfgemeinschaft auch ohne diese Statussymbole aufrechtzuerhalten. Die wenigen örtlichen Großbauern waren nicht zu beeindrucken.

Neben sicher einem Stück Neid der Kleinbauern gab es aber auch mehr Anlässe zur Störung der "Ortsruhe" störte: *„Es wird daraufhin gewiesen, dass der Arbeiter mehr Geld zu Wirtshaus Besuch habe als der kleine Bauer, Exzesse seien aber bei manchen Menschen das untrennbare Zubehör zu Wirtshausbesuch, daher seien dieselben bei den Fabrikarbeitern häufiger als bei den Landwirtschaft Treibenden.“*

(Wörishoffer 1890, S. 221ff)

Und auch in den Familien krachte es gewaltig. Denn die Bauern schickten ihre Kinder in die „Zigarrefabrik“, um mit dem Lohn dringend benötigtes Bargeld in die Familienkasse zu bringen.

„Wonn du norre zeh Mark mit häm bringscht, kenne mer a gonzie Woch devunn läwe“ (Nach einer Zeitzeugin noch 1935).

Das blieb nicht ohne Konsequenzen für den Familienfrieden: mit Geld in der Tasche und ohne Unterstützung der Eltern in der Fabrik auf sich allein gestellt, lernten die Söhne und Töchter dort Selbstbewußtsein gegen ihre Eltern. Denn die Jungen spürten wohl, welchen Wert das Bargeld im Hause hatte - und schließlich waren sie es, die das Geld nach Hause brachten. Die Autorität der Eltern wurde entsprechend mehr und mehr in Frage gestellt.

(Die folgenden Zitate - soweit nicht anders vermerkt - aus Wörishoffer 1890, S. 216ff)

„Die jungen Leute glauben oft ein gewisses Vorrecht in der Familie zu haben, weil sie bei jedem Anlases sagen, dass sie das Geld verdienen müssen. Dadurch bildet sich eine gewisse Rechthaberei und der Ungehorsam aus. Für Zucht und gute Sitte sei dies von den schlimmsten Folgen. Manche Eltern seien, um ein Davonlaufen ihrer heranwachsenden Kinder aus dem Elternhaus zu verhüten, zur Nachgiebigkeit gegen leichtfertiges Verhalten und unangemessenes Benehmen gezwungen, wo ernstes Einschreiten heilige Elternpflicht sei.....“

Schließlich beeinflusste die neue Situation auch den bisherigen sozialen Wertehorizont, der den Vorstellungen der Kaiserzeit über Sitte und Moral einiges an Toleranz abforderte - auch wenn die tatsächlichen Verhältnisse nicht ganz so dramatisch erschienen, wie es an den Stammtischen der Bauern skizziert wurde.

Wörishoffer skizziert in seiner Darstellung aus 1890 den Wandel in wenigen Sätzen, die er den Berichten seiner Mitarbeiter entnahm:

„Auch wird die Gefahr für die guten Sitten gesehen: Das tägliche Zusammensetzen und der gegenseitige nähere Verkehr führe zu großer Vertraulichkeit und zu den üblen Folgen derselben.... Besonders nachteilig wirke dieser Umstand auf die Charakterbildung des weiblichen Geschlechts, wozu noch komme, dass die Tabakatmosphäre auf die ohnehin empfänglichere weibliche Natur nervenerregend wirke.... Ziehe man noch die auf mannigfache Art herantretende äußere Anregung in Betracht, und die hie und da einreißende Sitte des sonntäglichen Kneipenbesuchs, so werde es erklärlich, wie an den Zigarrenarbeiterinnen eine bis ans krankhafte grenzende geschlechtliche Erregbarkeit wahrzunehmen sei....“

„Bezüglich der Mehrzahl der Orte, aus denen mir Mitteilungen zugehen, wird aber über das geschlechtliche Verhalten der Zigarrenarbeiter geklagt. Das tägliche Zusammensetzen und der gegenseitige nähere Verkehr führe zu großer Vertraulichkeit und zu den üblen Folgen derselben. Von Seiten der Eltern werde nicht viel dagegen getan, weil sie sich mehr oder weniger vor ihren Kindern fürchten, welche ihnen drohen, dass sie nicht arbeiten, oder das Geld für sich behalten würden.“

(vergl. hierzu auch das Märchen „das schabernackische Zigarrenmännlein“ S. 69ff)

Wenn Wörrishofer hier eine deutliche, empirische Feststellung traf, so hatte dies wohl seinen Grund auch im Verhalten seiner Kollegen, die Buschak vor allem im Bestreben sah, die Geschlechter zu trennen und so angeblich die Moral zu sichern, anstatt dafür Sorge zu tragen, dass die Arbeitsplatzsituation und damit die Gesundheit der Arbeiter verbessert wird (Buschak S. 122).

Neben dem Zusammenarbeiten von Männern und Frauen im gleichen Arbeitsraum galten auch finanzielle Abhängigkeiten in der industriellen Arbeitsteilung als Ursache "sittlicher Verderbnis" - dies allerdings nun so deutlich, dass eine entsprechende Verordnung erlassen wurde. Auch ausgehend von der Arbeitsorganisation mit Heimarbeit war es üblich, dass der Fabrikant den Lohn für fertige Zigarren komplett an den Zigarrenmacher ausgezahlte. Dieser reichte dann entsprechende Anteile an Wickelmacher und Entripper weiter. Diese Abhängigkeit nutzten wohl männliche Zigarrenmacher gegenüber ihren Wickelmacherinnen häufiger aus, genauso wie wohl auch einige Zigarrenmädchen ihren Anteil mit anderen Methoden als der Herstellung von Zigarrenwickeln in höherer Qualität zu verbessern suchten.

„Die in die Verordnung vom 9. Mai 1888 aufgenommene Vorschrift, dass sämtliche Arbeiter von dem Arbeitgeber direkt ausbezahlt werden, hat dem früheren Zustande der Auszahlung des Wickelmachers durch den Zigarrenmacher und den im Falle der Verschiedenheit der Geschlechter damit verbundenen Missständen ein Ende gemacht.“ (Gensewich 1986 S.256)

„Bei den Fabrikmädchen ist besonders sonntags eine gestiegene Putzsucht (im Sinne von „sich Herausputzen“, d.Verf.) gemeldet worden. Ob dies mit der erhöhten sexuellen Erregung durch den permanenten Kontakt mit Nikotin und dem gemeinsamen Arbeiten mit jungen Männern zusammenhängt, konnte noch nicht nachgewiesen werden....“

„Sehr vielfach wird auch darüber geklagt, dass die in der Fabrik Beschäftigten keine Lust zu häuslichen Arbeiten haben, daher rühre auch die Unkenntnis der Fabrikmädchen, die oft nicht im Stande seien, die einfachste Suppe zu kochen.“

„Einen wunden Punkt hinsichtlich des Verhaltens der Cigarrenarbeiter in den Familien bildet aber in recht vielen Orten das Verhalten der jungen Arbeiter. Es kann nicht geleugnet werden, dass hinsichtlich der Vergnügungen die männlichen Arbeiter einen ihre Verhältnisse überschreitenden Luxus treiben. Es wurde bereits daraufhin gewiesen, dass der Arbeiter mehr Geld zu Wirtshausbesuch habe als der kleine Bauer. Exzesse seien aber bei manchen Menschen das untrennbare Zubehör zu Wirtshausbesuch, daher seien dieselben bei den Fabrikarbeitern häufiger als bei den Landwirtschaft Treibenden...“

Bezüglich der Mehrzahl der Orte, aus denen mir Mitteilungen zugehen, wird aber über das geschlechtliche Verhalten der Zigarrenarbeiter geklagt.

Das Prozentverhältnis der unehelichen Geburten zu den ehelichen ist in den Zigarrenindustriebezirken nicht ungünstig. Es steht in der Regel, und manchmal nicht unerheblich, unter dem Landesdurchschnitt. Zum großen Teil führt dies daher, dass der eigene Verdienst der jungen Leute es denselben in der Regel ermöglicht, die Folgen des Verkehrs durch eine wenigstens im Hinblick auf das Alter der Paare frühzeitige Ehe zu legitimieren.“

In diesen Äußerungen wird deutlich, wie sich Statussymbole, soziale Werte und Normen der ländlichen Bevölkerung, die nun in den Zigarrenfabriken arbeitete, denen der Stadtbevölkerung innerhalb relativ kurzer Zeit anpassen. Das Beispiel der Vereinsgründungen zeigt, dass sich im Ort neben der etablierten Bauernkultur eine "Parallel-"Kultur etablierte.

Dass in Rödersheim und Alsheim-Gronau trotzdem die grundlegenden sozialen Wertstrukturen erhalten blieben, mag mit an der engen Verflechtung zwischen kirchlichem und gesellschaftlichem Leben im Ort liegen. Die kirchliche Bindung war sicher ein sehr starkes Regulativ in der gesellschaftlichen Ordnung der Gemeinde.

Dies wurde auch durch den starken Zuzug aus dem Umland in der Zeit bis 1914 nicht verändert. Auch mit den Neubürgern war keinerlei Tendenz zu einer gewerkschaftlichen Organisation im Ort zu erkennen und auch nach dieser Expansionszeit wohnten in Rödersheim praktisch ausschließlich Katholiken.

Offensichtlich rekrutierten sich die neuen Arbeiterinnen und Arbeiter insbesondere aus umliegenden katholischen Gemeinden wie Niederkirchen. Mit weitgehend identischen Wertehorizonten fanden Alt - und Neubürger eine tragfähige Basis für ein gemeinsames Zusammenleben, so dass sich das Zusammentreffen von Industrie- und Bauernkultur am Ort als vergleichsweise ruhiger Prozess darstellt.

Mit entscheidend für diese ruhige Entwicklung war wohl auch die Strategie des Werkmeisters Maurer in seiner Personalpolitik: Er band die Mitarbeiter seines Unternehmens außerhalb des Betriebs in aktive Vereinsarbeit ein. Als ein führendes Mitglied einer Reihe von Vereinen hatte er das Freizeitverhalten seiner Arbeiter gut unter Kontrolle. Friedrich Maurer war Gründungsmitglied des Männergesangsvereins und später langjähriger Vorsitzender, ebenso war er im Vorstand des Turnvereins und dessen Gründungsvorsitzender.

5. Vertiefende Betrachtung einzelner Ausprägungen des gesellschaftlichen Lebens

5.1. Werkmeister steuern die Veränderung

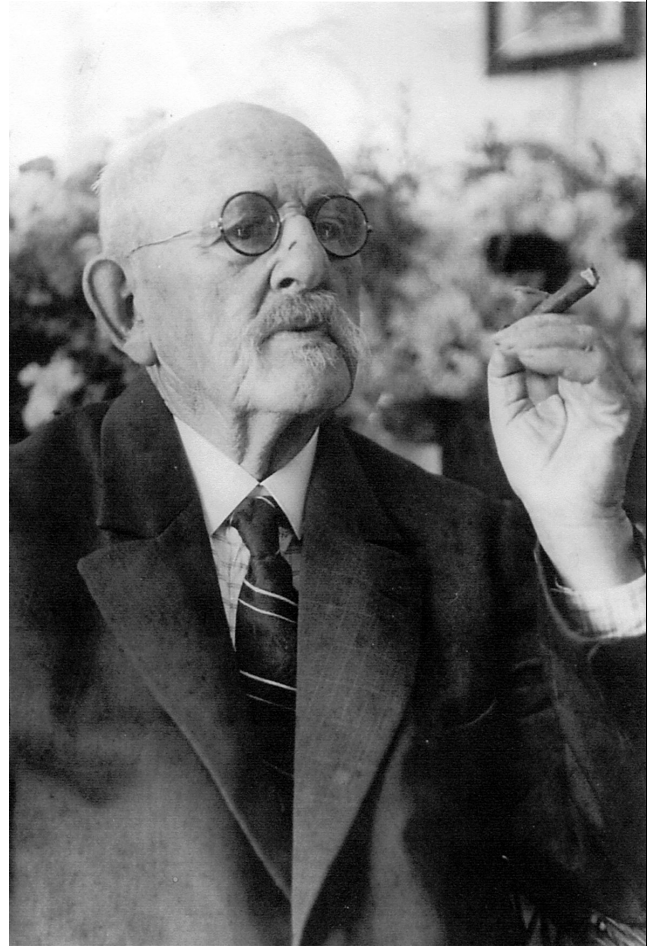


Bild 26, links: Werkmeister Friedrich Maurer prägte mit seinen Aktivitäten den Wandel in der Epoche: Auf sein Betreiben hin siedelte Brunner&Schweitzer den Betrieb in Rödersheim an, aus seinem „Führungsteam“ stammen, die die weiteren Zigarrenfabriken in Rödersheim und Alsheim-Gronau gründeten, und er war aktiv in der Einbindung der Zigarrenmacher in das örtliche Vereinsleben und in der Gründung neuer Vereine (u.a. Männergesangsverein Frohsinn, Turnverein Rödersheim) beteiligt. Er bildete im Ort aber auch den neuen Typus der „Industrie-Oberschicht“.

Bild 27: Karl Keck (Geboren 1866 in Alsheim, das Foto zeigt ihn nach 1945, er starb 1952) zog zunächst mit seinem Vater, der zum Team Maurers zählte, nach Rödersheim und lernte dort die Zigarrenmacherei, kehrte dann aber nach Alsheim zurück und baute dort eine eigene Fabrik auf. Wie Fassott oder Brückelmayer verpachtete er die Gebäude an Zigarrenhersteller und ließ sich mit seiner Belegschaft von diesen anstellen. Gab es Schwierigkeiten, wechselte er mitsamt dem Betrieb den Hersteller. So wechselte mancher Zigarrenmacher mehrfach den Arbeitgeber, ohne je den Arbeitsplatz zu wechseln.

Werkmeister waren der technische und kaufmännische Schnittpunkt zwischen den Arbeitern und dem Unternehmen. Zur Ausbildung von Meistern war das Beherrschen aller Arbeiten gefordert, lediglich größere Firmen beschäftigten eigene Sortiermeister. Dem Meister oblag auch die kaufmännische Arbeit. Bertram bemängelt dazu noch in 1931, dass jeder Meister seine eigene Buchungsmethodik nutzt und so buchungstechnische Konflikte in der gesamten Prozesskette zu nicht unerheblichen Verlusten führen (Bertram 1931, S. 34).

Bertram berichtet davon, dass möglichst Männer als Werkmeister gewünscht waren. Weibliche Meister („Oberinnen“) blieben die Ausnahme. Da nach dem ersten Weltkrieg die Männer jedoch mehr und mehr in andere Industriezweige mit besserer Entlohnung abwanderten, stellten die Unternehmen von vornherein männliche Mitarbeiter mit längerer Ausbildungszeit mit dem Ziel ein, sie als Werkmeister auszubilden.

Bertram (a.a.O.) unterschied u.a. Werkmeister

- in Zentralbetrieben,

- in Filialbetrieben

(In Rödersheim nahm Maurer hier eine Doppelrolle ein, da der Betrieb von Brunner&Schweitzer Hauptbetrieb des Unternehmens, aber nicht am Firmensitz des Unternehmens ansässig war. Maurer verfügte mit der Betriebsgröße von bis zu 300 Arbeiterinnen und Arbeitern als Obermeister über eigene „Fach- oder Untermeister“)

und

- in Werkmeister mit eigenen Betrieben

(Hier ist vor Ort Karl Keck, Fassot und Brückelmaier als Beispiel zu nennen. Zum Beispiel arbeiteten Karl Keck und Brückelmaier zunächst als Fachmeister bei Maurer und eröffneten dann eigene Fertigungsbetriebe. Dabei war es üblich, dass der Werkmeister eigene Arbeiter und Arbeiterinnen anstellte und vom Unternehmen für die Arbeitsräume eine Pacht erhielt, gleichzeitig aber selbst als mit Monatslohn beim Hersteller angestellt war (vgl. Bertram S. 38))

Neben Maurer beteiligten sich auch die Rödersheimer Werkmeister aktiv an den Vereinsgründungen, unterstützten sie – teilweise als Vorsitzende – und behielten damit eine gewisse Kontrolle der politischen Aktivitäten ihrer Mitarbeiter. So entwickelten sich die Vereine zu den Zentren des Dorflebens – und das Leben der Zigarrenarbeiter bewegte sich im Wesentlichen zwischen Fabrik, Verein, Feldarbeit, Familie und Kirche.



Bild 27: Friedrich Maurer wohl mit seiner Familie, vermutlich um 1887 (es konnten nicht alle Personen auf dem Bild identifiziert werden) und damit in der Zeit des Fabrikbaues in Rödersheim. Links neben ihm sein ältester Sohn Friedrich, der jüngere Sohn Jakob starb neunjährig wohl kurz nach der Entstehung dieses Fotos. Die Familie folgte Maurer von Duisburg nach Alsheim zwischen 1879 und 1884 und darauf nach Rödersheim im Jahr 1888 (nach Seelinger S. 535).

Maurer erwies sich als Firmenpatriarch im ursprünglichen, Sinn, ganz im Stil der Gründerzeit nach 1871. Als 1. Werkmeister hatte er am Standort, obwohl Angestellter, absolute Befehlsgewalt über Betrieb und Mitarbeiter.

Dazu zeigen seine ortsgeschichtlichen Aktivitäten, dass er sich entsprechend dem Patriarchatsprinzip – dem Führungsstil der Gründerzeit – auch der Fürsorge seiner Arbeiter verpflichtet fühlte. Erkennbar sind dabei als Instrumente

- Personalverantwortung nach innen und außen, inkl. Entlohnung, Einstellung und Entlassung
- Gemeinschaftsbildung auch durch gemeinsame Aktivitäten außerhalb der Arbeitszeit
- Ausbildung von Führungskräften aus der eigenen Mannschaft
- Abschirmen der Mitarbeiter vor Kräften, Kritik und Einflüssen von außen
- Gesundheitsfürsorge und soziale Unterstützung der Arbeiter

Sein Sohn Friedrich (II.) suchte ihm nachzufolgen. So war er Gründungsvorsitzender des 1897 gegründeten Turnvereins in Rödersheim. Jedoch starb er 35-jährig noch vor seinem Vater (vgl. a.a.O.)

Dass die industrielle Führungsschicht nicht zum Feindbild wurde, ist auch einem Identitätsmerkmal der Zigarrenmacher zuzuschreiben, wie sie auch den Handwerkern zu eigen war: Jeder konnte zum Werkmeister und Fabrikanten aufsteigen und so Mitglied der Führungsschicht werden – eine Möglichkeit, die den Arbeitern anderer Branchen verschlossen blieb. Den Frauen, die dieser Weg ebenso in der Regel nicht offen stand, konnten jedoch zumindest einen entsprechenden Kandidaten heiraten – also auch hier den höheren Status erringen.

Dagegen boten sich andere Feindbilder, die einer Gemeinschaft Bestand geben konnten und zusammenhalten ließ, geradezu an: die kleinen, „arroganten“ Bauern und Handwerker. Die entsprechenden Scharmützel und Gefechte wurden vor allem im Rückhalt der Gemeinschaft ausgetragen, die sich in verschiedenen, durch die Einwirkung der Werkmeister jedoch unpolitischen Vereinen organisierte. Entschärft wurden die Konflikte zudem durch die gemeinsame Basis des katholischen Gemeinschaftslebens und der damit verbundenen Rituale.



Bild 28: Aufstiegschancen eines Zigarrenmachers: Die Rödersheimer Werkmeister von Brunner & Schweitzer im Jahr 1912, wenige Jahre nach dem Tode Friedrich Maurers. V.l.n.r.: Sebastian (oder Matheus) Neufeld, Adam Neumann (der im Jahr 1899 Maurers Tochter Klara geheiratet hatte) und Johannes Wahl II.

5.2. Freizeit und Vereinsleben



Bild 29: Die zugezogenen „Zigarrenmädchen“ konnten in kirchlichen Organisationen – wie hier die Marianische Kongregation – schnell in die Dorfgemeinschaft integriert werden. Den Männern bot sich durch die neuen Vereine die gleiche Chance, so dass sich der kulturelle Wandel im Dorf weitgehend „ruhig“ vollzog.

Die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts war im gesamten deutschen Reich geprägt von Vereinsgründungen: „Gemeinsam ist man stärker“. Mit der Möglichkeit, als Gruppe beispielsweise gemeinschaftliches Eigentum zu schaffen und zu verwalten, konnten Ziele verfolgt und realisiert werden, ohne dass ein einzelner für den Mißerfolg einstehen mußte oder die Gruppe direkt von einem einzelnen Mäzen abhängig war. Vereine und Genossenschaften konnten wie Personen Besitz, Eigentum und Vermögen haben, zum Beispiel gemeinsam genutzte Unterlagen und Geräte, Immobilien und gemeinsame Kassen. Vereine konnten eine Macht bilden, die der Einzelne nie erreichen würde.

Für den Staat bedeuteten die Vereine gleichzeitig eine Entschärfung der politischen Situation, da geeignete Führer ihre Ziele in Vereinsstatuten und nicht in politischen Konzepten fanden.

Vereine können als ein typisches gesellschaftliches Strukturelement des 19. Jahrhunderts beschrieben werden. Die Vorläufer sind zum einen in den städtischen bürgerlichen Zirkeln zu

finden, in denen im Zuge der Aufklärung unterschiedlichste Themen bearbeitet wurden: vor allem literarisch, patriotisch, ökonomisch oder bildungsorientiert (Hardtwig S. 12f). Auf der anderen Seite standen die Zünfte und Gilden des Handwerks mit ihren festen Strukturen und strengen Regeln. Rechtlich fußten die Vereinigungen und Gruppen zunächst beispielsweise auf dem preußischen „Allgemeinen Landrecht“ von 1794 (Hueber S. 116). Bis ins Ende des 19. Jahrhunderts zielte die Gesetzgebung vor allem darauf ab, politische „Associationen“ zu unterbinden, gleichzeitig aber Gruppen mit kulturellen Zielen oder in der Sozialfürsorge die rechtlichen Grundlagen für ihre Arbeit zu geben. Während der napoleonischen Zeit wurde die politischen orientierten Gruppen in den deutschen Ländern gefördert, da sie sich praktisch durchgängig gegen Frankreich als „Besatzer“ richteten. Mit der Restaurationszeit ab 1815 gerieten die politische ausgerichteten Vereinigungen wieder in das Fadenkreuz der monarchistisch ausgerichteten Jurisdiktion und Exekutive. 1816 wurde in Preußen das Verbot der politischen Vereine bestätigt (Hueber S. 117). Darunter fielen auch die Jahnschen Turnvereine, die dieser explizit mit dem Gedanken des Widerstandes gegen Frankreich initiiert hatte. Besondere geschichtliche Bedeutung hat der im Januar 1832 gegründete „Preß- und Vaterlandsverein“, auf dessen Initiative das Hambacher Fest im Sommer 1832 stattfand. Auf dem Hintergrund des rechtlichen Sonderstatus des Rheinkreises, in dem viele Regeln und Strukturen des französischen Rechtssystems, insbesondere dem „Code Civil“, weiterhin Gültigkeit besaßen, konnte das Hambacher Fest seinem Erfolg begründen, obwohl – oder gerade, weil – die bayerische Regierung die Zensur und den Druck auf die Journalisten seit 1831 verstärkte (Schmerer S. 17).

1848 wurde zwar das Recht auf Vereinigung im § 162 der Paulskirchenversammlung festgeschrieben, kam dann jedoch aufgrund der politischen Entwicklung in dieser Form nur indirekt zur Geltung: Der Paragraph war Grundlage für entsprechende Regelungen in vielen Gesetzesbüchern, so im Allgemeinen Deutschen Handelsgesetzbuch 1861, 1868 zur Regelung der Vereinstätigkeit in Sachsen, 1869 im Norddeutschen Bund und in Bayern sowie schließlich 1871 als Reichsgesetz. Kennzeichnend war praktisch durchgängig die Genehmigungspflicht bei der Gründung und die behördliche Kontrolle insbesondere dahingehend, ob die Vereinstätigkeit politische Ziele verfolgte, die in der Linie der jeweiligen Regierungen oder Herrschern entsprachen oder gegen diese gerichtet waren (Hueber S. 124). „Unpolitische“ Vereine wurden, gerade wenn sie in der Fürsorge tätig waren, mehrheitlich unterstützt, auch wenn sie der Arbeiterbewegung oder der Katholischen Kreisen zuzuordnen waren, die den Behörden gerade im preußisch-protestantischen Machtbereich grundsätzlich als verdächtig galten.

Mit der rechtlichen Grundlage war gleichzeitig eine stabile ökonomische Basis der Vereinsarbeit geschaffen. Vereine erhielten als juristische Personen nicht nur eine eigenständige Handlungsfähigkeit und Machtbasis. Sie entwickelten sich mehr und mehr zu zentralen Knotenpunkten örtlicher sozialer Netzwerke und die Mitglieder konnten so immer stärker Einfluss auf die Ortspolitik nehmen.

Dabei waren bis in die gegen 1880 die Vereine bürgerlich geprägt und die Mittelständler, Händlern, Handwerksmeistern, Unternehmern und in den Dörfern auch die Großbauern die bestimmenden Kräfte des Vereinslebens (Tenfelde S. 94). Die Arbeiter waren eher Ziel der Vereinstätigkeit als dass ihnen eine Mitgliedschaft zustand.

Dies änderte sich im letzten Viertel des Jahrhunderts. So meldete das Bezirksamt Speier im Jahr 1884 eine auffällige Vermehrung der Vereine. Unter den Restriktionen der Sozialistengesetze und des „Kulturkampfes“ mit der Katholischen Kirche bildeten sich mehr und mehr Zusammenschlüsse auch der Arbeitergruppen und katholischen Vereinigungen in eigenen „unpolitischen“ Vereinen, die jedoch oftmals unter dem satzungsgemäßen Deckmantel eines Freizeit-, Kultur- oder Fürsorgevereins weiter das Ziel verfolgten, Arbeiter oder Konfessionsinteressen zu vertreten.

Indem die satzungsgemäßen Ziele eher ein Thema denn tatsächliche Ziel der Vereinsarbeit lag, entwickelten sich neben den klassischen Themen wie Gesang und Sport vielfältigste Formen und Ausprägungen von Vereinen. Besonders im Zuge der Sozialistengesetze, bei denen die politische Tätigkeit der Arbeitervereine in den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts stark unterdrückt wurden, entstand auch in der Pfalz eine bunter Strauss von Vereinen mit Satzungen, die teilweise orchideenhafte, stark differenzierte Zielsetzungen benannten: Von Theater- Skat- Kegel- Pfeiferauchvereinen bis hin zu Klubs zur Beobachtung von Sonnenfinsternissen (Schmehrer S. 28).

Schichtenübergreifend und ortsbezogen waren insbesondere die Krieger- und Schützenvereine sowie die katholischen Fürsorgevereine. Ähnliches galt für die Gesangsvereine (Nathaus S. 108f), insbesondere den „Liedertafeln“. Diese hatten sich vor allem als gesellige Runden ohne dem Ziel entwickelt, in der Öffentlichkeit aufzutreten. Auch die Rödersheimer Liedertafel hatte sich in ihrer Satzung lediglich verpflichtet, mindestens viermal im Jahr bei einem Gottesdienst in der Kirche zu aufzutreten. Die Gesangsvereine dagegen suchten mit öffentlichen Auftritten im Ort und außerhalb die Bindung zum Ort zu betonen und ihre Identifikation mit der Heimat auszudrücken (Nathaus S. 110f)

Da dem Zigarrenarbeiter als Mitglieder der Unterschicht der Zugang zu den „besseren“, bürgerlich bestimmten Vereinen oft verwehrt war, bestand für die neue soziale Gruppe die Möglichkeit, zum einen in neue Vereine einzutreten, in den katholischen Gruppierungen aktiv zu werden oder selbst neue Vereine zu gründen.

So fallen eine Reihe von Gründungen in diese Epoche. Vorreiter waren Kulturvereine, in Rödersheim-Gronau besonders die Gesangsvereine. Die gesellschaftliche Funktion dieser Vereine muss als Wesentlich eingestuft werden, sowohl was die gesellschaftliche Entwicklung als auch die politische Dimension betrifft.

Die kulturelle Betätigung in Gesangsvereinen war in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts für die Zigarrenmacher besonders naheliegend. Es wurden bei Aufnahme der Vereinsarbeit zunächst keine teuren Instrumente oder Unterlagen gebraucht. Diese konnten zu einem späteren Zeitpunkt ergänzend beschafft werden, wenn Geld zur Verfügung stand.

Mangels Konserven wie Schallplatten etc. stand Musik nur „Live“ zur Verfügung. So wurde in den Fabriken gesungen, bei Festen auch Instrumentenspieler organisiert. Für alle, die Musik mochten, war der Gesangsverein nun die zentrale Möglichkeit, sich in den eigenen Fähigkeiten und Kenntnissen weiter zu bilden, neue Lieder zu lernen und bekannte Lieder auf ein höheres Niveau zu bringen.

Für die damalige individuelle Lebenssituation waren die Vereine aber auch ein hervorragendes Instrument zur Gestaltung des Alltags. In diesen Gruppen war der Aufenthalt in der Freizeit auch außerhalb des eigenen Haushalts legitimiert, man konnte sich unter seinesgleichen treffen, gemeinsame Interessen und Hobbys pflegen, und in gewisser Weise auch ortspolitisch aktiv sein, ohne Sanktionen befürchten zu müssen (Die Treffen ermöglichten außerdem einen zusätzlichen Wirtshausbesuch unter der Woche...).

Zusätzlich bedeutete bereits die Einbindung in eine Organisation ein – wenn auch geringes – Statussymbol und eine Einbindung in die Ortsgesellschaft auf höherem Niveau: „Man gehörte dazu“.



Bild 30: Magdalena Blätte, die Wirtstochter des Gasthauses „Zur Krone“, im Jahr 1888 als Ehrendame zur Weihe der Vereinsfahne des Männergesangsvereines. Das Gasthaus war erste Versammlungsstätte des Vereins.

Auch die Gasthäuser waren regelmäßig den verschiedenen örtlichen Gruppen zugeordnet. So waren die Zigarrenmacher beispielsweise im wenige Meter entfernten Gasthaus „Zum Schwanen“ nicht gern gesehen.

An diesem Bild wird zudem deutlich, wie auch Frauen in den Genuss von dörflichen Statussymbolen und Ehren kamen, die ohne das Vereinsleben nicht möglich gewesen wären. Neue Rituale und Symbole hoben den Status der Personen, die diese Rituale durchführten oder beteiligt waren, mindestens in den Augen der Personen, für die diese Rituale inszeniert wurden.

Lokale Handwerker und Gastwirte profitierten von den Vereinen, da sie einzelne Gruppen an sich binden konnten. Deshalb investierten sie auch in diese Gruppen – bis hin zur Anschaffung von Geräten und Ausstattungen (Nathaus S. 115).

Zudem konnte hier jedes Mitglied in ureigensten basisdemokratischen Regeln und Prozessen, gleich aus welcher wirtschaftliche Situation oder gesellschaftlichen Schicht er stammte, durch die Erlangung von Vereinsämtern „aufsteigen“ (vgl. Tenfelde S.111)

Der Erwerb eines Vereinsamtes brachte darüber hinaus auch der Ehefrau einen höheren Status in der Ortsgesellschaft ein (vgl. die szenische Darstellung von Dr. Dr. Hofen in Arnold 2009, S. 67ff.), so dass diese auch eher bereit war, ihrem Mann eine weitere „Freizeit“ zu gönnen.

Die Funktion des Vereins als Gegenpol zur bäuerlichen Statusordnung wird auch in den mehr oder regelmäßigen Festumzügen im Dorf deutlich. Aus den religiös-kultischen Prozessionen und dem Erlebnis von Machtdemonstrationen durch militärische Aufzüge entstanden auch bürgerliche Demonstrationen durch öffentliche Veranstaltungen und Märschen von Vereinen durch das Dorf. Hier konnten sich auch die Vereinsfunktionäre öffentlich als „Honoratioren“ in der Dorfgesellschaft präsentieren.



Bild 31: 1900 wurde den Eheleuten Christoph Kuss – damals „Fahnenjunker“ des Vereins – und Anna-Maria Kaufmann vom MGV Rödersheim ein aufwändiges und vergleichsweise teures Fotoalbum mit Samtbezug und Silberschließe geschenkt. Solche Ehrengeschenke bedeuteten eine soziale Aufwertung wie auch eine Vertiefung der Einbindung in die Gruppe, sowohl des Mannes wie auch der Frau.

Am Beispiel der Geschichte des Männergesangsvereins Frohsinn werden einige der Funktionen und Effekte des Vereinslebens deutlich. In den ersten drei Jahren des Vereins finden sich illustre Namen unter den Aktiven, die als Werkmeister der Zigarrenfabriken entscheidend zur Entwicklung des Ortes bis 1914 beitragen werden: so unter anderem Friedrich Maurer, Karl Keck oder auch Matthäus Fassott.

Es gab aber bereits seit 1868 einen Männergesangsverein in Rödersheim-Gronau: Die „Liedertafel Rödersheim 1868“ wurde explizit gegründet zur Pflege der Kirchenmusik und des „Volksliedes“ (Zech 1987, S. 36) . Warum gründete sich dann ein weiterer Männergesangsverein?

Über die Gründung des Männergesangsvereins Frohsinn wird in der bereits erwähnten Festschrift aus 1912 berichtet:

„Es war im Wonnemonat Mai und zwar am 8. des Jahres 1887, nach dem durch den Fabrikneubau von Brunner & Schweitzer Rödersheim zu einem Industrieort erhoben wurde, da veranlasste es die sangeslustigen Arbeiter der Zigarrenfabrik Anregung zu geben, einen Gesangsverein der Zigarrenmacher zu gründen, um durch Pflege des vierstimmigen Männergesanges den Volksgesang zu heben und zu veredeln.

Diese Anregung fand freudigem Widerhall und schon bei der ersten Versammlung, die durch den Zigarrenmacher Karl Keck in die Wirtschaft von Michael Blätte einberufen war, erklärten 17 derselben ihren sofortigen Beitritt.... Nachdem dies erledigt, wurde auf Vorschlag eines Mitgliedes dem Vereine der Name „Frohsinn“ gegeben....“.

Der wesentliche Grund für die Bildung eines zweiten Vereins mit gleicher kultureller Zielsetzung war gesellschaftlich begründet. Die Mitglieder der Liedertafel zur Zeit der beginnenden Industrialisierung zählten zu den dörflichen Honoratioren.

Tatsächlich wird noch heute mündlich überliefert (Interview Leo Scheller), dass den Zigarrenmacher eine Mitgliedschaft in der Liedertafel verwehrt war. So durften sie auch die Empore der Kirche nicht betreten – diese war für die Mitglieder der Liedertafel reserviert. Hier hat Friedrich Maurer, der Initiator der Zigarrenmacherei in Rödersheim, einen wichtigen Impuls gesetzt. Mit der Gründung des MGV Frohsinns als explizitem Gesangverein der Zigarrenmacher durch seine Mitarbeiter – sein Arbeiter Karl Keck, Vater des späteren Alsheimer Werkmeisters, wurde zum ersten Vorsitzenden gewählt – und mit seiner aktiven Unterstützung etablierte sich eine Organisation, die sich als hervorragendes arbeitspolitisches Instrument erwies.

So erhielten die Zigarrenmacher ein gemeinschaftsbildendes, örtliches Feindbild, das gerade nicht in der Arbeitgeberschaft bestand.

Zwar galt es auch, sich in „Gesangswettstreiten“ gegenüber anderen Gesangvereinen zu beweisen, wo Preisrichter die Wettbewerber beispielsweise nach Tempo, Tongenauigkeit und künstlerischem Ausdruck bewerteten und mit Preisen bedachten (Nathaus S. 122). Dies war aber eher im „sportlichen“ Sinn zu sehen.

Die „Feinde“, gegen die es zusammen zu halten galt, wurden insbesondere in dem abweisenden Konkurrenzverein identifiziert. Die Werkleitung war mit nichtbäuerlicher Herkunft eher Bundesgenosse als Ausbeuter. Wie tief diese gegenseitige Abneigung war, zeigt die weitere Vereinsgeschichte. In der Gründungsurkunde des Kirchenchores St. Leo Rödersheim aus 1899 (damals noch Cäcilienverein) finden sich die Namen einiger Zigarrenmacher, die bereits bei der Gründung des MGV Frohsinn aktiv mitwirkten. Als Dirigent fungierte Dorfschullehrer Georg Weigel, der 1899/1900 nach Rödersheim kam (Kirchenchor S.45) und gleichzeitig auch den Taktstock des MGV übernahm. Hier liegt die Vermutung nahe, dass der MGV in den dann zwölf Jahren seines Bestehens derart örtliches Gewicht, ja Macht gewinnen konnte, dass er nun die Liedertafel aus ihrem angestammten Tätigkeitsfeld herausdrängen konnte. Hilfreich war dabei, dass der Cäcilienverein grundsätzlich den Ortsgeistlichen als Präses/Vorsitzenden hatte. Die Liedertafel war dagegen nur im kulturellen Anspruch der Kirche verpflichtet.

Trotzdem existierte die Liedertafel bis 1933. Dann wurde sie im Zuge der Gleichschaltung mit dem MGV zwangsfusioniert zum deutschen Männerchor Rödersheim, der jedoch bereits 1934 wieder in Frohsinn umbenannt werden konnte, da „nur noch zwei ehemalige Sänger der Liedertafel aktiv seien“ (Rodach S. 50). Dass die Mitglieder der Liedertafel lieber ihre Tätigkeit beendeten, als gemeinsam mit den „Frohsinnlern“ die kulturelle Arbeit fortzusetzen, ist bezeichnend. Offensichtlich gab es keine Lösung, unter dem gemeinsamen Vereinsdach weiter die eigene Gemeinschaft und damit Identität zu pflegen. Der MGV hatte seinen Erbfeind endlich bezwungen.

Maurer und seine Werkmeister hatten mit der Kontrolle über das Vereinsleben auch eine wirksame Kontrolle über die Aktivitäten der Arbeiter außerhalb der Arbeitszeiten. Diese Möglichkeit nutzten sie intensiv auch außerhalb des Kulturbereichs.

Maurer war von 1890 bis 1898 Vorsitzender des MGV (Rodach S.45). Sein Sohn trat in die Fußstapfen und wurde 1. Vorsitzender des 1897 gegründeten Turnvereins, der wiederum zahlreiche Zigarrenmacher zu den Gründungsmitgliedern zählte (vgl. Neufeld 1957, S. 11, auch S. 66ff dieser Arbeit). In derartigen Vereinen wurden nun auch Zigarrenmacher, die weniger am Gesang interessiert waren, in zunächst unpolitischen Vereinen eingebunden. Da auch hier neben dem eigentlichen Vereinszweck auch die Möglichkeit bestand, sich über andere Themen auszutauschen – und weiter unter enger Beteiligung der Werkmeister –, wurde einer weitergehenden gewerkschaftlichen oder politisch orientierten Organisation der Nährboden entzogen. Ortspolitik wurde eher realpolitisch in den Vereinen gemacht.

Die gemeinschaftliche Organisation in Vereinen erwies sich als Erfolgsmodell. Ohne eine politische Veränderung programmatisch festzusetzen, wurden die sozialen Probleme vor Ort – die Auslöser politischer Aktionen und Proteste sein konnten, in gemeinschaftlicher Arbeit aufgenommen, Lösungen gesucht und nach Möglichkeit umgesetzt. Gestützt wurde dies durch bestehende kirchliche Strukturen im Ort und dem Ortspfarrer als wichtige Führungskraft. Dadurch, dass praktisch nur katholische bzw. in Alsheim nur protestantische Arbeiter zuwanderten, blieben die sozialen Netze stabil. Es entstanden keine neuen Beziehungsnetze, die grundsätzlich gegensätzlich wirkten oder neue, subkulturelle Gruppen entwickelten.

Streits wurden auf dem gemeinschaftlichen Boden der kirchlichen Strukturen ausgefochten, Feindbilder prägten sich im Ort nicht so tief, dass die Ortsgesellschaft gespalten worden wäre – es blieb ein gemeinschaftlicher Boden erhalten. Gemeinsame Feindbilder, vor allem durch die jeweils andere Konfession im Nachbardorf geprägt, wirkten unterstützend.

Dass die Werkmeister durchgängig selbst ehemalige Zigarrenmacher waren, dienten sie eher als Beispiel für die Möglichkeit des eigenen Aufstiegs denn als Gegner in möglichen Arbeitskämpfen. Weiter mag auch die Situation, dass die dörflichen Zigarrenmacher in der Regel ein eigenes Stück Land und oft ein eigenes, wenn auch kleines Haus besaßen, wenig Raum bot für das Aufkommen eines proletarischen Bewusstseins. Der ländliche Zigarrenmacher besaß mehr als nur die eigene Arbeitskraft und sah sich zudem oft eher als Handwerker denn als Arbeiter, auch wenn die Handwerker selbst sie natürlich nicht anerkannten. Und so war ein ländlicher Zigarrenmacher auch immer ein Stück weit Unternehmer und bereit, die bestehenden Probleme selbst zu lösen. Diese bestanden insbesondere – seit der Einführung der Sozialversicherungen – in der alltäglichen sozialen Unterstützung der Arbeiter, die durch den dauerhaften Aufenthalt in den Fabriken hervorgerufen wurden.

Die entsprechenden Lösungsansätze und Umsetzungskonzepte, wie sie in den Sozialkampagnen der katholischen Kirche dieser Zeit vielfach entwickelt und in der Praxis oftmals erfolgreich umgesetzt wurden, wirkten dementsprechend auch in Rödersheim und später in Alsheim.

Dem Beispiel anderer Ortskirchengemeinden folgend, gründete die katholische Ortsgemeinde 1898 einen caritativen „Elisabethenverein“, aus dessen gesammelten Mitteln Sozialangebote geschaffen wurden, die speziell auf die Bedürfnisse der Zigarrenmacher und insbesondere auf die der Frauen hin ausgerichtet waren. Auch hier finden sich in der ersten Vorstandschaft – unter dem Vorsitz des Ortspfarrers - zur Gründung mehrheitlich Zigarrenmacher, so auch Friedrich Maurer und sein Sohn Friedrich („der Zweite“).

Es wurden Ordensschwwestern engagiert, die entsprechende Leistungen erbrachten:

Eine Schwester betreute die noch nicht schulpflichtigen Kinder der Arbeiter in der „Kinderschule“. In den Bauernhöfen war diese Dienstleistung bislang nicht erforderlich, die Kinder standen auf dem Feld oder im Hof unter Aufsicht. In der Fabrik war diese elterliche Aufsicht nicht möglich.

Eine Krankenschwester versorgte Kinder und Erwachsene vor Ort und ermöglichte so, dass die Kinder weniger krank waren und so die Eltern auch dann entlastet wurden – außerdem verkürzten sie mit ihrer Arbeit auch die krankheitsbedingten Ausfälle der Arbeiter. Mit den Akkordentlohnung der Zigarrenmacherei bedeutete Krankheit gleichzeitig auch Verdienstausschlag – das wollte bzw. konnte sich niemand leisten (zu den Ausführungen zum Elisabethenverein vgl. Dr. Dr. Hofen 1998, S. 18ff).

Schließlich unterrichtete eine Schulschwester die Mädchen in den handwerklichen Techniken, die im Haushalt bares Geld bedeuteten, vor allem Nähen und Kochen. Die Mädchen, die sofort nach der Schule in den 12-Stunden-Arbeitstag wechselten, konnten von Ihren Müttern diese Fähigkeit nicht mehr im bäuerlichen Alltagsleben erlernen – sie wurden darin in der „Sonntagsschule“ und auch abends ausgebildet.

Als Verein konnten zudem geeignete Immobilien beschafft werden. Nach einem zunächst angemieteten Bauernhof, der jedoch nicht die erforderliche Hygienische Situation bot, folgte bereits 1904 der Ankauf eines Grundstücks und der Bau eines „Schwesternheimes, speziell konzipiert für die Bereitstellung der sozialen Dienstleistungen und als Wohnung der Schwestern. Das im Jahr 1906 eingeweihte Schwesternhaus dient heute als Pfarrheim der katholischen Gemeinde, der Verein selbst ist einer der Träger der örtlichen Sozialstation, die weiterhin häusliche Pflege anbietet.

Im Übrigen waren die bestehenden Gruppierungen der Pfarrei in der Regel nicht dem Standesdenken der Mitglieder unterworfen, die neuen Mitglieder der Gemeinde konnten sich hier weitgehend unproblematisch integrieren (vielleicht abgesehen davon, dass nicht jedermann während des Gottesdienstes auf die Empore hinaufgelassen wurde).

Weitere Vereinsgründungen im Ort zum Ende des 19. Jahrhunderts folgten dem entsprechenden Trend im Deutschen Reich. Sozial orientierte Vereine gründeten sich oft auch als eine Ausweichlösung für verbotene politische Organisation – auch die Zigarrenarbeitergewerkschaft gründete sich nach dem Verbot im Zuge der Sozialistengesetze als Selbsthilfevereinigung neu – so beispielsweise die Gründung eines Krieger- und eines Turnvereins.



Bild 32: Die „Liedertafel“, erster Verein in Rödersheim: Die „proletarischen“ Zigarrenarbeiter waren noch bis nach dem ersten Weltkrieg als Mitglieder nicht erwünscht. Aber in den dreißiger Jahren wurde der Verein von der nationalsozialistischen Verwaltung in den MGV Frohsinn – den „Gesangsverein der Zigarrenmacher“ – im Zuge der Gleichschaltung aller Vereine zwangsweise eingegliedert. Bis auf zwei Mitglieder verweigerten jedoch alle, im Zusammenschluss aktiv zu sein, so dass der fusionierte Verein bis heute als Frohsinn

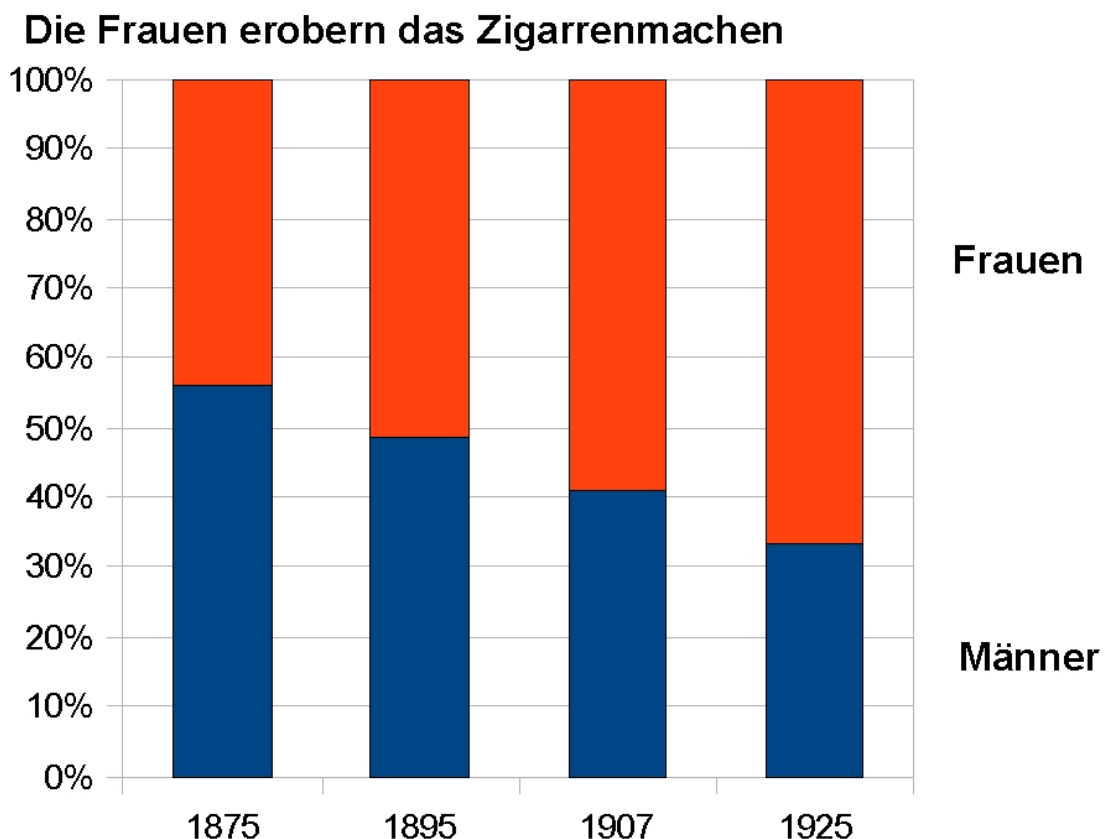
Die Gründung von Turnvereinen war auch damals reichsweit in Mode. Sie waren zunächst als auch politisch motivierte Vereinigung unter den Sozialistengesetzen verboten. Nach deren Aufweichung wurde aber wohl der Nutzen der körperlichen Fitness nicht nur für Kriegsfälle, sondern auch für die tägliche Industriearbeit gesehen. Für die Zigarrenfabrikation hatten sie zudem eine besondere Bedeutung: eine wesentliche Ursache für die hohe Zahl der Krankheitsfälle wurde insbesondere auf die bewegungsarme, sitzende Tätigkeit des Zigarrenmacher zurückgeführt. Aktives Turnen schuf hier einen Ausgleich und erhöhte so die Leistungsfähigkeit der Arbeiter. Damit ist es nicht verwunderlich, dass, obwohl die Mitglieder der Turnvereine an anderen Orten mehrheitlich zu den Handwerkern zählten, in Rödersheim wiederum die Zigarrenmacher mit Förderung und Initiative der Werkmeister, allen voran wiederum Friedrich Maurer, wesentlichen Anteil an der Vereinsgründung hatten.

Fast als Fazit ist festzustellen, dass die heute größten Vereine im Ortsteil Rödersheim, der MGV Frohsinn, der katholische Kirchenchor, der Turnverein sowie der sich im 20. Jahrhundert von diesem abgelöste Fußballverein – die insgesamt heute die Hauptlast des kulturellen Lebens im Ort tragen – auf Initiative und nur mit dem Engagement der Rödersheimer Zigarrenmacher entstanden sind.

5.3. Die Zigarrenarbeiterin

„Wo sich neue und bessere Erwerbsmöglichkeiten bieten, geht die Zahl der männlichen Arbeiter in der Zigarrenindustrie zurück“ (Mussler 1925, S. 121)

„In keiner Industrie ist die Möglichkeit, verheiratete Frauen zu beschäftigen, so günstig wie in der Zigarrenindustrie....Dazu kommt, dass die Frau sich besser zum Zigarrenmachen eignet als der Mann. Da die Löhne der weiblichen Arbeiter niedriger sind als der männlichen, wird die Möglichkeit, weibliche Arbeiter in großem Umfang beschäftigen zu können, zur Notwendigkeit. Die Folge ist, dass die Männer aus der Zigarrenfabrik hinausgedrängt werden“ (Mussler 1925, S. 123).



Anteile Männer und Frauen in der Zigarrenarbeiterschaft (nach Bartels 1961)

Bild 33: Schon Ende des 19. Jahrhunderts waren mehr Frauen als Männer in Zigarrenfabriken tätig. „Da die Zigarrenherstellung für weibliche Hände besonders geeignet ist, wird den Mädchen, die sonst lange Zeit des Jahres ohne Beschäftigung wären, Arbeit und Verdienst verschafft. Ohne die Fabrik müßten sie bessere Arbeitsmöglichkeit in der Stadt suchen; sie wären in die Städte getrieben worden, während sie so in der Familie bleiben können, zu deren Unterhalt sie beitragen“ (Mussler 1925, S. 71).

Bei den Unternehmen waren Arbeiterinnen bevorzugt, denn sie galten als arbeitsamer und fügsamer als Männer, waren kaum organisiert und in der Regel auch mit weniger Lohn zufrieden. Demgegenüber bedeuteten die relativ flexiblen Arbeitszeiten und die Möglichkeit einer zeitweisen Heimarbeit für die Frauen ein großer Vorteil, mit dem die Tagesarbeit außerhalb der Fabrikarbeit - Haushalt und Feldarbeit - leichter zu managen war.

Dabei bildeten nicht nur die Frauen am Ort das benötigte Arbeiterpotential. Auch die Mädchen aus der Umgebung fanden in den Fabriken von Rödersheim und Alsheim Arbeit. In der Ortsgenealogie von Seelinger wird deutlich, dass hier eine starke konfessionelle Trennung bestand. Nach Rödersheim gingen Arbeiter aus katholischen Dörfern wie Niederkirchen oder Hochdorf, nach Alsheim kamen Frauen aus Gönnheim, Assenheim oder Meckenheim. Damit folgten auch die Zigarrenarbeiter der Tradition der Bauern. Dafür wurden die Frauen auch leichter in der Ortsgemeinschaft heimisch, so dass die Arbeiter und Arbeiterinnen auch am Fabrikstandort einen Ehepartner finden konnten.

Ein Lebensbeispiel dieser Zeit zeigt uns die Ortsgenealogie mit der Zigarrenarbeiterin Anna Schrempf (nach Seelinger S.357ff). Sie wurde 1887 in Niederkirchen geboren, arbeitete gleich nach der Schule in Rödersheim als Zigarrenmacherin. 1912 heiratete sie den Zigarrenmacher Martin Hirschbiel aus Rödersheim, der jedoch 1916 im Krieg fiel. Sie blieb in Rödersheim und arbeitete dort weiter in den Fabriken bis zu ihrem Tod. 1920 heiratete sie Christian Wilhelm Kaufmann, einen Tüncher. Im gleichen Jahr bekam sie eine Tochter (die Schwangerschaft war eventuell der Grund für die Heirat), 1922 einen Sohn, der jedoch nur wenige Monate alt wurde. 1924 starb sie mit 37 Jahren, wohl an den Folgen der Totgeburt ihres dritten Kindes.

Die Geschichte von Anna Schrempf ist jedoch nicht unbedingt typisch – die Genealogie gibt beispielsweise keinen Hinweis darauf, dass Zigarrenmacherinnen früher starben oder die Kindersterblichkeit höher war als bei den Bauernfamilien. Ganz im Gegenteil: Die Zigarrenmacherinnen „der zweiten Generation“ erreichten im 20. Jahrhundert oft ein hohes Alter – die Arbeitsschutzmaßnahmen mussten wohl wirksam gewesen sein.

Dass Anna Schrempf nach dem Tod ihres ersten Mannes in Rödersheim blieb, ist ein Indiz dafür, dass sie bereits in der örtlichen Gesellschaft integriert war und vom sozialen Netz aufgefangen wurde.

Bis 1914 arbeiteten Frauen weitgehend gleichberechtigt in den Zigarrenfabriken. Gerade die jungen Frauen konnten in der Hierarchiefolge Ripper-Wickler-Zigarrenmacher-Sortierer in relativ kurzer Zeit nach oben steigen. Die Spitzenposition des Werkleiters mit seinen zusätzlichen Aufgaben in der Personalführung, Betriebsleitung und Vertretung des Betriebes nach außen war ihnen jedoch verwehrt.

Natürlich waren damit junge Vorarbeiter und unverheiratete Werkmeister attraktive Heiratskandidaten. Schließlich bedeutete die Heirat mit diesen einen deutlichen sozialen Aufstieg und eine spürbare Verbesserung der eigenen wirtschaftlichen Situation.

Ein Märchen vom „Zigarrenmännlein“ aus dem heutigen Rheinhessen – das wohl in ähnlicher Form auch überregional in den Küchen der Zigarrenmacher erzählt wurde – macht dies mit erotisch-blumigen Bildern deutlich.

Das schabernackische Zigarrenmännlein
(nach Forster-Rettelbach S.23ff)

Wer das Zigarrenrauchen erfunden hat, der hat gewiss einen guten Einfall gehabt. Es ist schon lange her, seit das Zigarrenmachen hier...angefangen hat, aber es wurde fleißig betrieben, und die Zigarren hatten einen guten Ruf und fanden auch guten Absatz überall in der Welt. Die Leute waren froh um das Geld, das sie damit verdienen konnten, denn es herrschte gewißlich kein Überfluss. Eine Schüssel mit weißem Käse und Geweltte war schon ein gutes Essen, und Fleisch gab es nur an hohen Festtagen. Manchmal begnügte man sich mit einem Stück Limburger oder gar nur mit Salz und war es dennoch zufrieden.

....Dort war eine kleine Wirtschaft mit einem Sälchen, in welchem eine Zigarrenmacherei war. Da saßen Frauen und Mädchen von früh bis abends, sangen schöne Volkslieder, machten ihre Tabakwickel und rollten daraus schöne gleichmäßig runde Zigarren. Sie hatten sich stets etwas Neues zu erzählen und waren guter Dinge, obwohl sie sich arg plagen mussten, um ein paar hundert zusammen zu bekommen.

Gleich neben der Tür hatte Eva, die Tochter eines Händlers, ihren Sitz. Sie hatte besonders flinke Finger, und ihre Zigarren waren eine schöner als die andere, darum schätzte der junge Meister ihre Arbeit besonders. Eva bekam auch immer die beste Sorte zu machen und das schönste Umblatt mit den wenigsten Rissen und Löchern. Da ärgerte sich ihre Tischnachbarin nicht wenig und wurde manchmal grün und gelb vor Neid. Einmal sagte sie: „Ich glaube, du hast den Meister mit deinen blauen Augen verhext! Kein Wunder dass er dir immer das beste Deck (Deckblatt zur Herstellung der äußeren Zigarrenhülle) gibt! Mir wirft er jeden Abend zwanzig Schuss (fehlerhafte Zigarren) hin, dass es nur so bollert!“

Eva erwiderte nichts auf diese Worte und verrichtete ihre Arbeit ruhig weiter. Als sie an diesem Abend ihre Zigarren säuberlich auf das Brett nebeneinander aufreite, um sie dem Meister vorzuzeigen, da hatte sie ein ganzes hundert mehr als sonst. Sie dachte: „Wirst dich verzählt haben“, und fing von vorne an, aber es blieb immer die gleiche Zahl.

Der Meister lobte sie und sagte scherzend: „Wenn wir die Eva nicht hätten, könnten wir einpacken! Mach nur so weiter!“

Das Mädchen errötete. Die freundlichen Worte des Meisters gefielen ihr gar wohl. Was konnte Eva dafür, dass er ihr so gut gefiel? Sie wusste ja nicht, dass auch ihm es das brave, bescheidene Mädchen schon längst angetan hatte und dass er nur darauf wartete, bis er im richtigen Augenblick Eva um ihr Jawort bitten konnte.

Nach Feierabend, als der Saal leer war und die Frauen und Mädchen nach Hause gegangen waren, kroch ein niedliches kleines Männchen unter Evas Arbeitstisch hervor, ich glaube, es schlüpfte aus einem Mauseloch. Es guckte sich um, sprang auf das saubere Zigarrenbrett und tanzte gar einen possierlichen Tanz. dazu sang es mit feiner Stimme:

„Zigarrenmännlein bin ich genannt,
im ganzen Lande wohlbekannt!
Wie war die Eva heut' so froh,
und morgen mach' ich's wieder so!“

Dann ging es daran, mit einem großen Pinsel, der fast die Größe seines eigenen Körperchens hatte, Evas Platz abzukehren, den Zigarrenstaub aus jeder Ritze zu fegen und wegzupusten. Am Schluss machte es seltsame Gebärden und aus seinem bartumwachsenen Mund kamen leise Beschwörungen. Dann rückte es alle Gegenstände wie Leimtöpfchen, Zigarrenmesser und Holzbrett gar zierlich zurecht und verschwand unter dem Tisch.

Am nächsten Tag ging Eva mit besonderer Freude und Arbeitseifer an ihre Arbeit. Sie konnte kaum erwarten, mit dem Zigarrenwickeln zu beginnen, und der Tag war ihr nicht lang genug. Als sie abends wieder ihre fertigen Zigarren zählte, hatte sie gar dreihundert Stück mehr gemacht als bisher. der Meister schaute sie verdutzt an und sagte gut gelaunt: „Das geht ja wie geschmiert, Eva! Was hast du denn mit deinen flinken Fingern angestellt?“

Eva wurde wieder rot wie eine reife Tomate, denn sie wusste es ja selber nicht. Am anderen Tag wiederholte sich das gleiche, seltsame Spiel. Diesmal hatte das Mädchen ganze fünfhundert mehr als gewöhnlich und konnte nicht erklären wieso. Ihr wurde alles selbst unheimlich und die Nachbarinnen begannen zu tuscheln und schräge Blicke auf sie zu werfen. Da entschloss sie sich schweren Herzens, ihren Arbeitsplatz zu wechseln und in das Nachbardorf zu gehen, wo man von der sonderbaren Geschichte nichts wusste.

Nach Feierabend, als Eva eintausend wunderschöne Zigarren abgeliefert hatte, brachte sie bei dem Meister ihr Anliegen vor. Der betrachtete sie traurig von Kopf bis Fuß und sprach: „Liebste Eva, willst du mir sagen, was es mit den vielen Zigarren auf sich hat? Sieh, ich liebe dich doch von Herzen und will dich zu meiner Frau machen, aber zuvor muss ich die Wahrheit wissen!“ Da weinte die arme Eva herzerbrechend, weil sie selbst nicht erklären konnte, wie alles zugegangen war. Sie senkte beschämt den hübschen Kopf und erwiderte kein Wort.

Der Meister ergriff liebevoll ihre Hand, die so geschickt und fein war, und schaute sie gütig an. da trocknete Eva ihre Tränen und sprach: „So wahr ein Gott im Himmel ist, es ist mir selber ein Rätsel!“ „Ich will dir glauben, Eva“ gab der Meister ernst zurück. „Geh jetzt nach Hause und schlag' dir die dummen Gedanken aus dem Kopf. Eine so gute Arbeiterin wie dich kann ich nicht entbehren. Gute Nacht, liebe Eva!“

In diesem Augenblick schloß das braune Männchen unter Evas Tisch hervor, schaute sich um, patschte sich auf die in braunen Lederhöslein steckenden Beine, sprang mit einem Hopser auf die Tischplatte, tanzte und sang:

„Zigarrenmännlein bin ich genannt!

Im ganzen Land gar wohlbekannt!

Heut war die Eva gar nicht froh,

und morgen mach ich's nicht mehr so!“

Die beiden rührten sich nicht, um das sonderbare Ding nicht zu verjagen, aber Eva kam ein Kitzeln in die Nase, sie musste niesen und - schluppdwupp! - war es vom Tisch herunter und fort.

Da lachte Eva wieder und der Meister sagte: „Also das Zigarrenmännlein war der Übeltäter“.....

Es dauerte nicht lange, so nahm der Meister das Mädchen beiseite und sprach: „Liebste Eva, jetzt ist es soweit, dass wir heiraten können! Ich habe einen schönen Batzen Geld gespart.

Sage, willst du meine liebe Frau werden?“ „Wenn ich dir nicht zu gering bin“, erwiderte Eva, „von Herzen gerne!“....

Das gemeinschaftliche Arbeiten galt im 19. Jahrhundert geradezu als obszön. Erst im zwanzigsten Jahrhundert änderte sich die Moralvorstellung. Und die Frauen errangen die Oberhand in der Belegschaft.

Auf den Bildern der Epoche ist mit dem Ersten Weltkrieg einer deutliche Zäsur erkennbar: Vor 1914 sind dort Männer und Frauen in mehr oder weniger gleicher Zahl abgebildet. Nach 1918 beherrschen die Frauen die Bilder in den Fabriken, die verbliebenen Männer übernahmen im Wesentlichen die mehr körperlichen Arbeiten im Transport- und Lagerbereich sowie in Kontroll- und Führungspositionen. Für das Zigarrenrollen waren „flinke Finger“ wichtig. Die Erfahrung in der Industrie (nicht nur in der Zigarrenmacherei) ist, dass junge Mädchen bis etwa 30 Jahren die stärksten Leistungen erbringen.

„Deutlich kann man in den Orten mit gemischter Industrie feststellen, dass die weibliche Bevölkerung Zigarren macht, während der männliche Teil anderen Erwerbszweigen sich zuwendet. Neben den Frauen bleiben nur kränkliche und schwächliche Personen, die zu schweren Arbeiten unfähig sind, infolge der sitzenden, bei kürzerer Dauer nicht sonderlich anstrengenden Tätigkeit ihr erhalten.“ (Kappes 1926, S. 17)



Bild 34: Selbstbewusste Arbeiterschaft: Belegschaft im Jahr 1911 des Betriebes Wilhelm Kaufmann in der Hauptstraße, damals angestellt und verpachtet an die Fa. Wolf. Der Anteil von Frauen und Männern war noch in etwa gleich.



Bild 35: Belegschaft Fa. Felsenthal „Im Leiermann“ in den zwanziger Jahren: Die Frauen verdrängten nach 1918 mehr und mehr die Männer als Zigarrenmacher.

Wurde im 19. Jahrhundert in einer ländlichen Zigarrenarbeiterfamilie ein Mädchen geboren, so war deren Lebensweg im Prinzip schon bestimmt (gleiches galt natürlich auch für ein Mädchen einer Bauernfamilie). Für junge Männer war es einfacher, zum Beispiel in einen Handwerksberuf zu wechseln.

Marie Baum, erste Fabrikinspektorin in Süddeutschland 1880 schreibt über den Lebensweg der

„typischen“ Zigarrenarbeiterin:

„Schon als Kind half sie ihrer Mutter in der Heimarbeit beim Entrippen der Tabakblätter; ebenso musste sie sich auf dem Felde und bei der Versorgung des Kleinvieh frühzeitig nützlich machen. Nach der Schulentlassung, als junges Mädchen, ging sie in die Zigarrenfabrik, um ihren Eltern das so dringend benötigte Bargeld zu verschaffen. Sie erlernte die weiteren Arbeitsgänge des Zigarrenmachens, das Wickeln und Formen, Rollen und Sortieren, und konnte, wenn sie anstellig und geschickt war, in die höchsten Lohnstufen aufsteigen. Nach der Heirat arbeitete sie zunächst in der Fabrik in den erlernten und besser bezahlten Arbeitsgängen weiter, bis Geburt und Versorgung von Kindern sie zunehmend an das Haus banden. Häufig mussten die Frauen jetzt Heimarbeit übernehmen mit weniger qualifizierter und geringer entlohnter Arbeit als in der Fabrik. Für den Arbeiterhaushalt galt der Zeitraum, in dem die Kinder noch zu klein waren, um zum Lebensunterhalt beizutragen, als kritische Armutsphase im Familienzyklus, als 'Periode des Mangels', der sich erst beim Eintritt der Kinder in das Erwerbsleben besserte. Da dies in der Regel erst mit dem 14. Lebensjahr erfolgte, war der Verdienst in den Jahren mit Säuglings- und Kleinkinderversorgung unentbehrlich.... Aufgrund dieser Gegebenheiten war es nicht verwunderlich, dass Familienfrauen ihre Kinder so früh wie möglich zu Gelderwerb drängten, um selbst etwas Entlastung zu bekommen.

Schon vom fünfunddreißigsten Lebensjahr an, spätestens jedoch mit 40 Jahren war die Beschäftigung in Zigarrenfabriken im wesentlichen abgeschlossen, da die notwendige Gelenkigkeit der Finger in dem Alter von 40 Jahren doch schon so abgenommen hat, dass der Verdienst kein lohnender mehr ist. Solange sie gesundheitlich dazu der Lage waren, trugen die Frauen durch landwirtschaftliche Tätigkeit und Zigarrenheimarbeit zum Familienunterhalt bei, doch konnten sie mitzunehmendem Alter nur noch die einfachsten Arbeitsgänge des Zigarrenherstellungsprozesses errichten: Tabak entrippen und Tabakblätter streichen.“
(Gensewich 1986 S. 198f)

Mit dieser „Vorbestimmung“ einher ging wohl ein Mangel an Bildung, und zwar nicht nur hinsichtlich einer mathematischen und sprachlichen Ausbildung, sondern auch ganz konkret am Mangel an Wissen, um die Erfordernisse des täglichen Lebens bewältigen zu können. So schreibt Gensewich weiter:

„Das Kind, schon während des schulpflichtigen Alters häufig erwerbstätig, wird nach Schulentlassung in die Fabriken geschickt, um möglich schnell Geld ins Haus zu schaffen. Nach Vollendung der täglich zehnstündigen Arbeitszeit bleibt den jungen Mädchen weder Zeit noch Interesse, sich irgendwie methodisch eingehend mit wirtschaftlichen Dingen zu beschäftigen, ganz abgesehen davon, dass ihr im Hause der Mutter, die ebenfalls mit ungenügender Vorbildung in die Ehe trat, oder gar selbst erwerbstätig ist, keine Gelegenheit dazu geboten wird.

Nach erfolgter Verheiratung behält sie meist auch die außerhäusliche Erwerbsarbeit bei, die Mahlzeiten werden irgendwie in Eile zubereitet oder überhaupt außer Hause in Wirtschaften, Volksküchen, usw. eingenommen. So wird das erste Kind in einen der Ordnung und Pünktlichkeit völlig entbehrenden Haushalt hineingeboren, die anderen folgen in kurzen Abständen nach – und mitten in Sorgen und drängenden Pflichten, mit körperlichen Beschwerden kämpfend, bleibt der Frau zu nachträglichen Einsammeln hauswirtschaftlicher und haushygienischer Kenntnisse nicht die Zeit“ (Gensewich 1986 S. 305f).

Nun war dieser Missstand - wie schon mehrfach gezeigt - in der damaligen Zeit gut bekannt. Mit der Einrichtung des „Schwesternhauses“ wurde den wesentlichen Problemen der jungen Arbeiterinnen Rechnung getragen: Die „Armutsphase“ wurde verkürzt, da die Kinder nun auch bereits vor der Schule während der Arbeitszeit untergebracht waren, die Ausfallzeiten wegen Krankheit der Kinder konnten verringert werden, und schließlich wurde den jungen Mädchen die wichtigsten Kenntnisse zur Führung eines Haushalts nicht mehr durch die Mutter, sondern

in einer Schule vermittelt.



Bild 36: Das Schwesternhaus von Rödersheim, heute Pfarrheim, wurde 1906 eingeweiht und beherbergte die Krankenstation, den Kindergarten und eine Nähsschule, um den sozialen Bedürfnissen der Zigarrenmacherinnen Rechnung zu tragen.



Bild 37: Die „Neue Schule“ wurde ebenfalls als Folge der wachsenden Bevölkerungszahl durch die Industrialisierung erforderlich: Bis zur Einweihung im Jahr 1910 wurden alle Klassen in einem einzigen Raum im Gemeindehaus unterrichtet. Nun standen zwei weitere moderne Klassenzimmer zur Verfügung, in der jeweils nur zwei bis drei Klassen gleichzeitig unterrichtet wurden. Heute beherbergt das Haus eine Jugendraum und das Museum.

Die Maßnahmen zeigten Wirkung. Fünfundzwanzig Jahre später hatte sich die schicksalhafte Bestimmung des "Zigarrenmädchens" bereits gewandelt - Zigarrenmacher scheint in der Zeit der "idyllischen Phase" ein gern ergriffener Beruf geworden zu sein. Und die Damen brachten nach turbulenten Jahrzehnten Ruhe und eine gewisse Konstanz in den Betrieb. Kappes stellt Mitte der zwanziger Jahre fest:

"Die Mädchen benutzen die Gelegenheit zu dem Verdienste, den die Zigarrenarbeit einbringt, sehr gerne. Auf diese Weise können Sie sich einige Geldmittel zur Beschaffung einer kleinen Aussteuer erwerben, oder, was nach der Beobachtung des Verfassers üblicher ist, ihre Familienangehörigen unterstützen..... Die junge Zigarrenarbeiterin sieht Ihre Verdienstätigkeit nur als Durchgangs-Beschäftigung während der Zeit nach der Schulentlassung und der Verheiratung an. Da ist es verständlich, wenn sie nicht das Berufsinteresse, Standesbewusstsein und Bestreben an den Tag legt, die Arbeitsbedingungen besser zu gestalten als der Mann, der auf sich selbst gestellt ist, und dessen Einkommen die Möglichkeit in sich tragen muss, eine Familie ernähren zu können.

Auch die verheiratete Arbeiterin sieht in ihrem erarbeiteten Lohn nur einen Zuschussverdienst zum Einkommen des Mannes. Daraus geht zur Genüge hervor, dass die Arbeiterin in jedem Falle eine billigere, anspruchslose, leichter zufrieden stellende und in ihren Ansprüchen nicht so weit wie der Mann gehende Arbeitskraft darstellt. Halb als Ursache, halb als Wirkung hängt damit noch die geringe Organisiertheit und Organisierbarkeit, die minimale Streitlust und der weniger häufige Arbeitswechsel zusammen. (Kappes 1926 S. 20)

Der Alltag hatte nach 1918 durch die Frauen eine Ordnung erhalten, die bis in die siebziger Jahre das Bild von Rödersheim-Gronau bestimmte. Gensewich zitiert einen Bericht aus 1930, der gleichermaßen noch 1970 hätte geschrieben werden können - bis die kleinbäuerliche Landwirtschaft gänzlich unwirtschaftlich wurde und die freie, nicht zum Einkommen oder der Haushaltsführung erforderliche Zeit mehr und mehr zunahm.

„Die Frauen haben die Möglichkeit, etwas später in die Fabrik zu kommen und können um 11 oder halb 12:00 Uhr zum Kochen nach Hause gehen. Natürlich geht diese Zeit am Lohne ab, deshalb bemühen sich die meisten Frauen, möglichst am Morgen vor Beginn des Geschäfts ihren Haushalt in Ordnung zu bringen. Bei unerwartetem Besuch in den einzelnen Tabak-Arbeiterfamilien konnte große Sauberkeit und Ordnung im Hauswesen trotz der Fabrikarbeit der Frau festgestellt werden.

Dies gibt ein Bild des großen Fleißes solcher Arbeiterinnen. Kommt sie um 11:30 Uhr mittags nach Hause, so wird meist das am Abend vorher gerichtete Mittagessen gewärmt, denn wollte sie alles morgens kochen, müsste sie zu früh nach Hause gehen.“

„Nach dem Essen wird schnell die Küche in Ordnung gebracht und dann eilt die Arbeiterin wieder zur Fabrik, um möglichst bald nach 1:00 Uhr an der Arbeit zu sein. Nach Fabrikschluss wird dann noch von Mann und Frau, soweit Landwirtschaft vorhanden ist, diese betrieben. Meist muss die Frau auch noch die Wäsche in Ordnung bringen und das Mittagessen für den kommenden Tag vorbereiten. Dann ist das reichliche Tagewerk der Arbeiterin vollbracht“ (Gensewich 1986 S.294f, nach einem Bericht aus 1930)



Bild 38: Fa. Felsenthal/Hedigger im ehemaligen Betrieb Brunner & Schweitzer in der Friedhofstraße um 1932: Die Frauen waren die Leistungsträger



Bild 39: Ausflug der Fa. Schondelmeier in den 50ern - die "Zigarrenmädchen der Neuzeit" profitierten von den gesellschaftlichen Errungenschaften der beiden Berufs-Generationen vor ihnen.

5.4 Heimarbeit und Kleinfabrikanten

Zigarrenfabrikation war von Anfang an Fabrikarbeit. Trotzdem war Heimarbeit regelmäßiger Bestandteil der Produktion. Bertram stellt 1931 fest, dass außer in Westfalen die Heimarbeit nur noch eine Nebenerscheinung darstellt. Dort war diese Organisationsform jedoch traditionell stark etabliert. Die Arbeitsplatzsituation auf dem Land war um einiges besser als in der Stadt.

„In letzterer Stadt (Bremen) geht die Zigarrenfabrikation in Zimmern mit sieben bis acht Quadratmetern vor sich, in denen sieben bis acht Personen beschäftigt sind....die Beleuchtung erfolgt durch Petroleumlampen, die häßlich ausdünsten...Über den Köpfen der Arbeitenden sind mit Leinwand bespannte Holzrahmen angebracht, auf denen der zu bearbeitende Tabak den erforderlichen Grad von Trockenheit bekommen soll, und an den Wänden und Türen steht in großen Tropfen das Schweißwasser...“ (Bertram 1931, S. 91).

Mit dem geringen Aufwand, mit dem ein Arbeitsplatz eingerichtet werden konnte, stellte die Heimarbeit – mit unterschiedlicher Bedeutung je nach Gesetzeslage – zeitweise eine gleichermaßen für Unternehmer wie für die Arbeiter interessante Betriebsvariante dar.

Einmal wurden unter Heimindustrie in der Tabakfabrikation diejenigen Arbeiter verstanden, welche zuhause für fremde Rechnung arbeiteten, das heißt die Verarbeitung des vom Fabrikanten gestellten Rohmaterials in der Wohnung des Arbeiters durch diesen und seine Familienmitglieder beziehungsweise mit einem oder mehreren Lohnarbeitern. Diese Betriebsform kam für den überwiegenden Teil aller industriell arbeitenden Personen in Betracht. *„Sie sind nichts weiter als Arbeiter, sie bekommen den Tabak, der ihnen nicht gehört, vom Fabrikanten geliefert und liefern die Zigarren wieder zurück, die ihnen nicht gehören, und sie bekommen dafür den Stücklohn.“*

Daneben entwickelte sich die Herstellung von Zigarren auf eigene Rechnung, in den Wohnräumen des Arbeiters, mithilfe der Familienangehörigen oder mit fremden Lohnarbeitern. (Gensewich 1986 S. 130)

In der Frühphase der Industrialisierung war Heimarbeit für den Unternehmer eher weniger interessant, denn Leistung und Qualität der Arbeit waren im Vergleich zur Fabrikproduktion geringer. Auch war die Kontrolle der Arbeiter wesentlich schwieriger. Einen kleinen Vorteil bot die Benachteiligung der Heimarbeiter in der Tabakzuteilung:

„Der am schwierigsten und langsamsten zu verarbeitende Tabak wurde den Zigarren-Heimarbeitern zugeteilt, da in den Fabriken derartig besonders schlecht zu verarbeitende Sorten von den Arbeitern nicht zu den gleichen Grundsätzen akzeptiert werden würden.“ (Gensewich 1986 S. 151)

Erst mit dem Verbot der Kinderarbeit in den Fabrikbetrieben und damit dem Wegfall der preiswertesten Arbeiter ergaben sich in der Heimarbeit wirkliche Preisvorteile in der Produktion. *Das Verbot der Kinderarbeit in den Fabriken und die Beschränkung der Arbeitszeit für jugendliche Arbeitskräfte bewirkte insofern eine Ausweitung der Heimarbeit, als früher oft die ganze Familie in der Fabrik arbeitete, der Mann als Roller, die Frau als Wickelmacherin und die Kinder als Entripper. Wollte die Mutter ihre Kinder nicht unbeaufsichtigt zuhause lassen, musste auch sie zu Heimarbeit übergeben, wo die Kinder nun unkontrolliert wieder mitverdienen konnten. Dann wurde die Ausdehnung der Produktion auf Heimindustrie durch die ständige Suche nach noch billigeren Arbeitskräften bestimmt, um auch diejenigen disponiblen Arbeitskräfte zu gewinnen, die durch entlegene Wohnweise, gesundheitlicher, familiärer oder sonstiger Hemmnisse nicht die Möglichkeit oder den Wunsch hatten, innerhalb der Fabrikanlagen zu arbeiten.* (Gensewich 1986 S. 129ff)



Bild 40: Situationsdarstellung "Heimarbeit um 1900" im Sozialhistorischen Zigarrenfabrikmuseum der Pfalz in Rödersheim-Gronau. Bis in die zwanziger Jahre wurden die Kinder zu einfachen Zuarbeiten angehalten, die Arbeit erfolgte auf engstem Raum im Wohnraum, in dem gekocht, gegessen und oft auch geschlafen wurde. Eine Kontrolle der Heimarbeit war praktisch kaum möglich.

In Zeiten des Arbeitskräftemangels bot die Heimarbeit insbesondere die Chance, Frauen in der Produktion zu halten, die sonst – z.Bsp. wegen Kinderbetreuung – nicht mehr in der Fabrik arbeiten konnten. Als Heimarbeiterin war die Leistungskraft nicht ganz verloren.

Einen deutlichen Schub der Heimarbeit ergaben die gesetzlichen Bestimmungen in den Jahren 1888 und 1891, deren Umsetzung für die Unternehmen massive Kostensteigerungen bedeuteten:

„Die Mehrzahl der Fabrikanten, deren Fabrikgebäude der Bundesratsbestimmungen nicht entsprachen, und denen ein Neu- oder Umbau zu kostspielig war, verminderten die Arbeiterzahl oder schlossen ihre Fabriken und verlegten die Zigarrenproduktion ganz oder teilweise in die Heimindustrie. In manchen Fällen blieben nur Sortierer in den Fabriken“ (Gensewich 1986 S. 134).

Die Vorteile der Heimarbeit nutzen auch die Arbeiterinnen und Arbeiter.

„Schließlich genügten nur wenige Arbeitsgeräte, um in einem Nebenraum oder in der Küche Zigarren herstellen zu können.“ Frauen waren nicht an die Arbeitszeiten der Fabriken gebunden. Auch konnten so die Kinder und ältere Familienmitglieder wieder unkontrolliert (die Kinderarbeit in den Fabriken waren zu dieser Zeit bereits verboten) in die Arbeit eingebunden werden. *„Für die Männer bot es sich an, als Kleinstfabrikanten neben der Lieferung von Halbfabrikaten an die Großbetriebe, die diese dann sortierten, pressten, verpackten und vertrieben, kleinere Mengen an Zigarren selbst fertig zu stellen und in der näheren Umgebung des eigenen Betriebes mit größeren Gewinn an Bauern, Handwerker, Gastwirte etc. zu verkaufen.“* (Zitate aus Kappes 1926). Mit der Heimarbeit war regelmäßig ein „Materialschwund“ zu verzeichnen – teils da die Heimarbeiter Tabak für den eigenen Bedarf beiseite schafften (Bertram 1931, S. 104), teils da die Fehlerquote und damit Abfall und Ausschuss höher lag als in der kontrollierten Fabrikarbeit.

Für die Gewerbeaufsicht waren die Heimarbeiter ein großes Problem, denn sie war nicht zu kontrollieren. Zum einen hatte die Gewerbeaufsicht überhaupt nicht die personellen Mittel, die vielen kleinen Arbeitsstätten zu kontrollieren. Zu Zeiten Wörrishofers waren gerade mal vier Inspektoren für alle badischen Unternehmen aller Branchen zuständig.

Zudem galten die gesetzlichen Bestimmungen zum Arbeitsschutz für die Fabriken - aber eben nicht für die Heimarbeiter. Bis ins 20. Jahrhundert bestand so im Arbeitsschutz eine Grauzone, in der weiter Kinder beschäftigt wurden und die Zigarrenproduktion unter teilweise unhaltbaren Zuständen erfolgte.

Erst 1907 wurde ein erster Gesetzentwurf zur Regelung der Zigarrenhausarbeit entworfen. In dessen Begründung werden die Probleme der Betriebsform deutlich gemacht:

„Es darf nicht verkannt werden, dass die Zigarrenhausarbeit unter den verbesserungsbedürftigen Betrieben mit an die erste Stelle rückt, und zwar umso mehr, wenn und wo zumeist schwächliche Personen sich den Berufe widmen.“ In den Schlussätzen des Entwurfs wurde als besonders nachteilig die Verwendung von Schlafstätten als Arbeitsraum, "sowie das Mischen, Aufbewahren und Trocknen des Tabaks innerhalb der Wohn-, Schlaf- und Arbeitsräume" angesehen. Kindern bis zum 10. Lebensjahr sollte die Zigarrenheimarbeit völlig verboten werden.

Erst am 17. November 1913 ergingen die Bundesrats Bestimmungen über Hausarbeit in der Tabakindustrie, die unter anderem gewisse Mindestanforderungen hinsichtlich Höhe, Größe, Ausstattung der Arbeitsräume sowie Luftraum pro beschäftigte Person vorschrieb, regelmäßige feuchte Reinigung und Lüftung der Arbeitsräume forderte, die Trocknung und Lagerung von Tabak in den Räumen untersagte, die Bearbeitung der Zigarren mit dem Munde, die Beschäftigung von Personen "mit Ekel erregenden Krankheiten" sowie von Kindern unter 12 Jahren verbot.

(Genesewich 1986 S. 266ff)

In den Jahren zwischen den Weltkriegen war die Heimarbeit in Rödersheim-Gronau nur noch von untergeordneter Bedeutung. Für einige der Frauen war es mit der Heimarbeit möglich, quasi einer Teilzeitbeschäftigung nachzugehen. Einige Männer waren weiter als selbstständige Fabrikanten tätig, die jedoch mangels entsprechender Absatzmöglichkeiten und in der Regel auch mangels Platz keine größere eigenständige Position erringen konnten.

Ein Beispiel weniger Ausnahmen war hier sicher die Produktion von Rudolf Hetterich, die sich mit einem kleinen Personalbestand sogar mit eigenen Marken in den regionalen Markt begab und schließlich erst nach dem Tod des Inhabers und nach einigen Bemühungen seiner Frau, den Betrieb weiterzuführen, als letzter Fabrikationsbetrieb in Rödersheim Gronau 1966 die Produktion einstellte.

5.5. Gewerkschaften

„1905 waren noch nicht einmal ein Zehntel aller Tabakarbeiter organisiert“
(Mussler 1925, S. 89)

Aber: Die Gewerkschaften der Zigarrenarbeiter waren eine der ersten überregionalen Arbeitervertretungen in Deutschland.

Bertram (1931, S. 52) nennt erste Gewerkschaftsbestrebungen bereits 1840 in den Hansestädten und in Mannheim-Heidelberg. Dort waren es typischerweise die städtischen Tabakarbeiter, die eine Standesvertretung forderten.

1848 gründete sich die erste überregionale Zigarrenarbeitervereinigung, die Association der Cigarrenarbeiter Deutschlands – mit 40 Zweigvereinen, aber noch ohne die Vereine in Hamburg und Bremen, die keinen Sinn in einer überregionalen Vereinigung sahen. Es gab noch zwei weitere überregionale Gruppen parallel. Nach der Zerschlagung im Zuge der Restauration gründete sich dann jedoch 1865 im Zusammenschluss von 51 Zigarrenarbeitervereinen der „Allgemeine Deutsche Cigarrenarbeiterverein“. Ein wesentliches Thema der Gewerkschaft war die Unterstützungskasse für durchreisende Zigarrenarbeiter. Die Mobilität der Zigarrenarbeit war damals bereits sehr hoch. So sind vor allem Arbeiter aus dem Norden in alle Teile des deutschen Reiches gewandert, um neue Arbeit zu finden, aber auch, um vor Ort neue Zigarrenarbeiter auszubilden. (Vgl: Buschak S.15, 25).

Im Jahr 1878 wurde auf Bestreben Bismarcks das „Gesetz gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Sozialdemokratie“ erlassen. Mit den auf dieser Grundlage folgenden „Sozialistengesetzen“ wurden die Gewerkschaften verboten – allen voran die der Zigarrenarbeiter. Eine Reihe organisierter Zigarrenmacher wurden vor allem in Norddeutschland aus ihren Heimatstädten ausgewiesen – Buschak nennt bis zu 15% – und hatten es dementsprechend schwer, an anderer Stelle Arbeit zu finden. In den Folgejahren gründeten sich die Organisationen neu – zunächst als Fürsorge- oder Kulturvereine. Ab 1885 lockerte sich die Ausführung der Regelungen und eine gewerkschaftliche Arbeit konnte nach und nach wieder aufgenommen werden (Buschak S. 54ff)

Für 1912 nennt Bertram (S. 51f) vor allem zwei Gewerkschaften der Zigarrenarbeiter:

– Deutscher Tabakarbeiterverband (vor allem sozialdemokratische Wahlkreise) mit Sitz in Bremen, gegründet 1865 als „Allgemeiner Deutscher Zigarrenarbeiterverein“ und damit als erste überregionale deutsche Gewerkschaft. Der Verein wurde 1875 aufgelöst und 1895 neu gegründet.

– Verband christlicher Tabak- und Zigarrenarbeiter (Katholische Gegenden): Dieser arbeitete weniger streikorientiert und versuchte, im Wesentlichen Lohnbewegungen ohne Arbeitsniederlegung zu erzielen (Kappes 1926 S. 133). Nach Bertram (1941, S. 54) und Buschak (S. 158) wurde die Gewerkschaft 1899 durch westfälische Arbeiter ins Leben gerufen worden und stellt die christlichen Werte in den Gegensatz zur sozialdemokratischen Bewegung. Die christlichen Gewerkschaften hatten jedoch in Süddeutschland keinen größeren Zuspruch.

Bertram (a.a.O.) stellt für 1931 drei wesentliche Gewerkschaften fest. Zu den beiden genannten zählt er noch den

– Gewerkverein deutscher Tabakarbeiter mit Sitz in Heidelberg.

In diesem Jahr waren von allen 138211 erfassten Tabakarbeiter 37,3% im Deutschen Tabakarbeiterverband, in den übrigen 9,3% organisiert. Dabei lag der Anteil der organisierten männlichen Arbeiter bei 48,6%, die der weiblichen bei 34,6%.

Wie bereits erläutert, waren die Gewerkschaften in den katholischen ländlichen Gebieten - und so auch in Rödersheim - nur schwach präsent und treten in den Archiven dieser Zeit auch kaum in Erscheinung.

"Einzelne katholische Geistliche sehen die Ursache, als welche die Sozialdemokratie in den betreffenden Orten bisher noch keinen Eingang gefunden habe, darin, dass der Arbeiter sie als religiösen Radikalismus ansehe, gegen welchen ihn seine immerhin noch tief gewurzelte christliche Überzeugung schütze."

(Wörishoffer 1890, S. 223)

Im Ortsarchiv findet sich eine einzige politische Aktion der Zigarrenmacher: Als im Jahr 1906 eine Reform der Tabaksteuer im Reichstag anstand, protestierten die Zigarrenmacher – in diesem Fall unisono mit ihren Arbeitgebern - mit einer Petition gegen die geplanten Änderungen.

Keine örtliche, aber eine kleine regionale Rolle spielten die genossenschaftlichen Fabrikbetriebe. Bertram (a.a.O.f) nennt dazu vor allem die „Großeinkaufsgenossenschaft Deutscher Konsumvereine“, die unter anderem in Hockenheim (ab 1906), Heidelberg (bis 1904) und Altlußheim eigene Zigarrenfabriken betrieb. Sie waren Gewerkschaftseigentum, unterschieden sich jedoch in der Organisation und dem Betrieb nicht von den privaten Unternehmen. Bertram sieht aus den Gründungsgeschichten der Fabriken, dass sie auf Initiative von streikenden oder ausgesperrten und nicht wieder eingestellten Zigarrenarbeitern gegründet wurden. Als Beispiel nennt er die „Erste Pfälzische Tabakverwertungsgesellschaft Berg“ in der Rheinpfalz. Wie diese hätten auch die anderen Genossenschaftsfabriken in der Regel keine lange Lebensdauer gehabt.

Nach 1918 treten die Gewerkschaften in der Zigarrenindustrie auf dem Land nur noch wenig in Erscheinung, in Alsheim und Rödersheim sind sie im Archiv nicht mehr zu finden. Auch mit der Vorherrschaft der weiblichen Arbeiter und deren Einstellung zur Fabrikarbeit als „Zuverdienst“ spielten sie praktisch keine Rolle mehr.

Als Ursache muss neben den genannten katholischen Wertehorizonten auch die erfolgreiche Steuerung der Arbeiter durch Friedrich Maurer gesehen werden, der Vereinsgründungen und damit eine Organisation der Arbeiter nicht verbot, sondern selbst vorantrieb und so auch die Richtung der Organisationen beeinflussen konnte.

Das „Feindbild“ der örtlichen Zigarrenmacher, die den Zusammenhalt der Gruppe förderten, erwuchs nicht aus den Arbeitgebern, sondern aus konkurrierenden Vereinen wie die Liedertafel. Hier wird nochmals deutlich, dass die dörflichen Arbeiter eher eine Zweckgemeinschaft als eine Abhängigkeitsverhältnis gegenüber den Fabrikanten und ihren Werkmeistern sahen.

Als Zigarrenarbeiter konnten sich die ehemaligen Mägde und Knechte gegenüber ihren früheren Herrschaften emanzipieren. Als Kleinst- oder Parzellenbauern konnten sie nun mit dem zusätzlichen Einkommen auch gegenüber den Mittel- und „Großbauern“ Statussymbole entgegensetzen.

5.6. Arbeit und Leben im Alltag

(Alle folgenden Angaben, soweit nicht anders vermerkt, nach Kappes 1926)

„Anlernberuf“

Das Zigarrenmachen galt nicht als Handwerksberuf, sondern war grundsätzlich dem Industriezweig zugeordnet. Auch gab es keine geregelte Ausbildung.

Erst um 1930 wurde der Beruf als Ausbildungsberuf anerkannt (Bertram 1931, S.33f) und nur von 1938 bis 1951 gab es die IHK-Ausbildungsgänge Roller, Wickelmacher, Sortierer.

Zuvor erfolgte der Qualifikationsnachweis nur durch Zeugnis des Werkmeisters. Der Werkmeister war für die Lehrlinge während ihrer kompletten Ausbildung die zentrale Bezugsperson. Er wählte die Lehrlinge unter den Bewerbern aus, ordnete sie den einzelnen Betriebsabteilungen zu, beurteilte ihre Leistungen und bestimmte letztlich auch die Dauer der Ausbildung in den einzelnen Phasen und insgesamt. Mit seinem Zeugnisschreiben - das nicht verpflichtet ausgestellt werden musste - endete die Lehrzeit. Vielfach gab es überhaupt kein formales Ende der Ausbildung, die Lehrlinge erhielten nach einiger Zeit einfach mehr Geld und erhielten nur dann ein Zeugnis, wenn sie entlassen wurden oder von sich aus dem Betrieb wechselten.

Die Anlernzeit dauerte 4-8 Wochen für Wickelmacher, nach 1 bis 6 Jahren konnten die Lehrlinge als Zigarrenmacher oder Sortierer höhere Einkommen erzielen.

Die Zeiten variierten. *„Früher hat es Lehrzeiten gegeben; für das Zubereiten und Wickelmachen sind es drei Jahre, für das Rollen weitere 3 Jahre und für Sortieren weitere drei Jahre üblich gewesen. In allen diesen Zeiten sind in der ersten Zeit Lohnabschläge gemacht worden von dem Lohne, der an ausgelernte Arbeiter gezahlt wurde....der Mangel an Arbeitskräften...führte schließlich dazu, die Lehrzeiten zu verkürzen, so dass man heute (1931) eigentlich nicht von einer Lehrzeit sprechen kann (Bertram 1931 a.a.O.). Erst 1930 wurde durch gerichtliche Feststellungen den Zigarrenarbeiterinnen zuerkannt, dass sie 'gelernte Facharbeiterinnen' seien“* (Bertram S.45).

Arbeitszeit

In der Anfangsphase der Zigarrenfabrikation in Deutschland war die Arbeitszeit nicht geregelt, 12 Stunden Arbeit in der Sechs-Tagewoche war nicht unüblich – auch für die Kinder. Mit den verschiedenen Erlassen zum Kinder- und Mutterschutz wurden hier die Arbeitszeiten auch kontinuierlich gekürzt und schließlich 1888 in einem umfassenden Reglement für den Betrieb der Zigarrenfabriken verbindlich geregelt.

Seitdem betrug die Kündigungsfrist eine Woche bis 14 Tage. Als Tagesarbeitszeit wurden nun elf Stunden vorgeschrieben, ab 1914 zehn Stunden. Es galt die Sechs-Tagewoche, wobei die Frauen am Samstag eine Stunde früher gehen durften.

Die Gewerbeordnungsnovelle vom 1. Juli 1891 legte einen maximal elfstündigen Arbeitstag für erwachsene Arbeiterinnen über 16 Jahren fest, der an den Vorabenden von Sonn- und Feiertagen nur zehn Stunden dauern und um 5:30 Uhr nachmittags beendet sein sollte. Die einstündige Mittagspause konnte auf Antrag von Arbeiterinnen, „die ein Hauswesen zu besorgen hatten“, um eine halbe Stunde verlängert werden; Nachtarbeit war verboten.

Eine weitere Verkürzung der beruflichen Tagesarbeitszeit brachte die Gewerbenovelle vom 18.12.1908, die am 1.1.1910 in Kraft trat. Nunmehr galt der zehnstündige maximale Arbeitstag für Frauen, an Vorabenden von Sonn- und Feiertagen durfte die Arbeitszeit nur noch acht Stunden betragen und musste bis spätestens fünf Uhr am Nachmittag beendet sein. Für

Arbeiterinnen in Fabriken und ihnen gleichgestellten Anlagen ergab das jetzt die 58- Stundenwoche; Nacht und Sonntagsarbeit waren verboten, Ausnahmeregelungen aber erlaubt. Die tatsächliche tägliche Arbeitszeit variierte von Betrieb zu Betrieb. So galt zum Beispiel eine Anwesenheitspflicht von 6-12 Uhr und 13-17 Uhr, (Mütter durften bereits 11.30 Uhr gehen). Neben der Mittagspause gab es teilweise kurze Pausen am Nachmittag, selten am Vormittag (alle Angaben nach Bertram).

Die Eintönigkeit der Arbeit wurde lediglich durch „Tratschen“ und gelegentlichen Gesang etwas belebt. Damit waren die Fabrikräume regelrechte Kommunikationszentren im Dorf nicht nur für Frauen. Wenn in Rödersheim und Alsheim zwar kein „Vorleser“ überliefert ist, der nicht nur unterhaltsames, sondern auch Lehrreiches und manchmal auch Gesellschaftskritisches vortrug (vgl. Buschak S. 40ff), so entwickelten und verbreiteten sich im Arbeitsraum doch neue Ideen und Gedanken zum Leben in der Welt und im Dorf. Dies stellte den geeigneten Nährboden dar für zeitgemäße Organisationsbestrebungen der Arbeiter, die am Ort jedoch nicht primär politisch, sondern insbesondere kulturell ausgerichtet waren. Einen wesentlichen Einfluss in dieser Entwicklung hier hatte der Werkmeister Friedrich Maurer (siehe dort bzw. unter „Vereinsleben“).

Wohnsituation

Aus den Berichten der Fabrikinspektionen liegen für 1890 recht gute Analysen der Wohnsituation vor. Die Darstellung scheint sich nicht wesentlich zu verändern, denn auch in den zwanziger Jahren wurden ähnliche Wohnverhältnisse beschrieben.

Insgesamt wurden die Wohnverhältnisse der Zigarrenheimarbeiterfamilien von der Fabrikinspektion als dürftig bezeichnet, die Räume in der Mehrzahl als klein, niedrig und schlecht belichtet angesehen.

„Zieht man weiterhin in Betracht, dass im Winter, um Heizung zu sparen, kaum gelüftet wurde, der Herd in der Regel die einzige Wärmequelle im Haus darstellte, wo gekocht, gebadet, gewaschen und Wäsche getrocknet wurde, kam dann noch Zigarrenheimarbeit in diesem Raum hinzu, wird das Urteil der Fabrikinspektoren verständlich, dass hier eine bis zur Unerträglichkeit verschlechterte Luft herrschte.

Auch ohne Zigarrenheimarbeit wurde über schlechte Luft und Schmutz in den Küchen berichtet, besonders im Zusammenhang mit dem Räuchern von Speckseiten..... Hinzu kamen auf dem Lande in der Regel mangelhafte Kanalisation und fehlende Müllabfuhr, häufig wurde das Trinkwasser noch aus dem Brunnen geholt.“

Reis (1991, S. 45ff) dokumentierte für Schwetzingen die städtische Wohnsituation von Meistern und Vorarbeitern. So konnte Reiss Meisterwohnungen in der Regel mit Wohn- und ein bis zwei Schlafzimmer, Küche, Bad, Toilette und Speisekammer, insgesamt mit einer Wohnfläche zwischen 88 m² bis 110 m² nachweisen. Für die Vorarbeiter wies Reiss mehrere Wohnungen mit je einem Zimmer und einer Küche auf rd. 44 m² nach. Toilette und Bad wurde von vier dieser Wohnungen gemeinschaftlich genutzt. Auch wenn keine entsprechenden Daten vorliegen, dürften die Wohnungen der Arbeiter entsprechend kleiner dimensioniert sein.

„... für 1889 wurde eine durchschnittliche Belegung pro bewohnbaren Raum mit 2,5 Personen angenommen. Bei zwei Zimmern beziehungsweise einem Zimmer und Kammer entsprach diese Belegung etwa der durchschnittlichen Familiengröße einer Zigarrenarbeiterfamilie..“ (Genesewich 1986 S.302f, 297f).

Dem Museum Rödersheim-Gronau liegt der Bericht über eine amtliche Verfügung aus dem Jahre 1904 vor (s.u.), nachdem eine Mindestwohnfläche pro Person bei fünf Quadratmetern inklusive Küche angesetzt war – Toilette wurde nicht gerechnet.



Bild 41: Wohn- und Arbeitsraum einer städtischen Arbeiterfamilie um 1900: Darstellung im Landesmuseum für Technik und Arbeit Baden-Württemberg 2009.

Einen wesentlichen Unterschied zwischen der Wohnsituation in der Stadt und auf dem Land war offensichtlich die Tatsache, dass die Zigarrenarbeiter auf dem Land seltener zur Miete wohnten, sondern ein eigenes kleines Haus mit Grundstück besaßen,

Die ländlichen Arbeiterwohnhäuser bestanden in der Regel aus zwei Zimmern oder einem Zimmer und einer Kammer, aus Küche und Speicher, hinzu kamen ein kleiner Stall und etwas Gartengelände. Auf dem Speicher war meistens noch ein verschließbarer Raum vorhanden, der zumindest im Sommer als Schlafraum benutzt werden konnte. Die Toilette lag in der Regel im Garten bei dem Misthaufen, so dass die Exkremente mitsamt den Grün- und Küchenabfällen zur Gartendüngung Verwendung fanden. Gebadet wurde in der Regel Samstags, wozu in der Küche ein Zuber mit heißem Wasser aufgestellt wurde. Zeitzeugen aus Rödersheim-Gronau berichten für die Zeit zwischen 1920 und 1940: „Der Zuber wurde einmal mit heißem Wasser gefüllt: Papa badete als erster, dann Mama, dann wir Kinder in der Reihenfolge je nach Alter....“.

Hier sei angemerkt, dass die Wohnsituation der Führungskräfte nicht wesentlich besser sein musste. Zwar errichtete sich in Rödersheim Werkmeister Maurer gegenüber der Fabrik Brunner & Schweizer in der Friedhofstraße eine repräsentatives Wohngebäude in gleicher Backsteinarchitektur wie die Fabrik selbst.

Aber das erscheint als Ausnahme:

Im Museumsarchiv Rödersheim-Gronau ist ein Bittschreiben der Frau des Werkmeisters Keck in Alsheim aus dem Jahre 1905 erhalten, in dem sie um Überprüfung des Entscheides bittet, den Antrag Ihres Mannes auf Enteignung eines Gewerberaumes der benachbarten Fabrikgebäude abzulehnen.

Der Antrag (es war 1905 möglich, aufgrund der allgemeinen Wohnungsnot Räume zu Wohnzwecken zu enteignen, wie in dem Brief ersichtlich ist) war damit begründet, dass in der derzeitigen Wohnung auf 38 Quadratmeter Fläche inklusive Küche die Eltern und drei Kinder wohnten. Nun komme die älteste Tochter mit ihrem unehelichen Kind zu den Eltern zurück und damit sei die Wohnung für sieben Personen wirklich zu klein. Die Ablehnung erfolgt mit dem Grund, dass pro Person eine Wohnfläche von fünf Quadratmeter als ausreichend angesehen wurde. Insofern wurden die Räume der Arbeiter vor dem ersten Weltkrieg nicht unbedingt als zu klein angesehen. Dazu ist noch zu sagen, dass ein Großteil des familiären Lebens vor dem Haus und im Garten stattfand. Die Lebenssituation war wesentlich „öffentlicher“. In Rödersheim geht heute noch die Erzählung, dass sich die Mitglieder der bäuerlichen Kultur über die Zigarrenmacher echauffierten, dass diese Vorhänge an die Fenster hängen und sich damit vom Gemeinschaftsleben abtrennen würden.



Bild 42: Ländlicher Wohnraum um 1900: Die Wände bestanden noch damals nach jahrtausendealter Bauweise meist aus strohgebundenem Lehm, der mit Flechtwerk in Holzständerbauweise (Fachwerk) stabilisiert wurde. Pro Person galten 2,5 m² Wohnfläche, ab 1905 fünf Quadratmeter als ausreichend. Darstellung im Landesmuseum für Technik und Arbeit Baden-Württemberg 2009.

Die Zigarrenarbeiter auf dem Land waren ja meist Bauerskinder, die irgendwann einen Grundstücksanteil erbten oder vom Vater überlassen bekommen hatten. Zu klein zur Bewirtschaftung als lebensfähiger Bauernhof, eignete sich die Fläche aber oft für den Bau eines kleinen Häuschens und der Bewirtschaftung "nebenher" so dass die Familie neben der Fabrikarbeit in kleinerem Umfang eine intensive Landwirtschaft betreiben konnten. Angebaut wurden Gemüse und Obst, Kartoffeln und alles, was der Boden hergab. Ziegen ('die Milchkuh des Arbeiters') lieferten Milch, die gerade für Kinder besonders bekömmlich ist, Hühner und Schweine wurden gehalten und so der tägliche Speisezettel deutlich aufgewertet (vgl. Wörishoffer 1890, S. 217f)

Gensewich beschreibt dementsprechend die Situation:

„In der Rangfolge der Anbausorten herrschte bei den Zigarrenfabrik- als auch bei den Heimarbeiterfamilien die Kartoffel vor. Sie diente den Arbeitern als Grundnahrungsmittel, gleichzeitig konnte sie in Verbindung mit anderen Tischenabfällen als Schweinefutter verwendet werden. An zweiter Stelle der Anbausorten rangierte die 'Brotfrucht': Jeder Arbeiter versuchte, auf seinem Ackerland zumindest ein Teil seines Brotgetreides selbst zu produzieren. Daneben diente das Getreide auch zur Stroherzeugung, was von nicht zu unterschätzender Bedeutung war (zum Beispiel auch für die Ausstattung der Häuser mit Bodenstroh, Kissenfüllungen etc.)..... Grundsätzlich waren die ländlichen Zigarrenarbeiter mit Familie – Arbeiter ohne Familien betrieben keine Landwirtschaft – sehr bemüht, aus dem kleinsten Acker soviel wie möglich herauszuholen. Die intensive Bebauung bewirkte eine erhebliche Qualitätssteigerung des Bodens, der an manchen Orten vorher nur geringe Ertragsfähigkeit gezeigt hatte.

Mit steigender Betriebsgröße nahm auch die Viehhaltung sowie der Trend zu Tieren zu. Stallreinigung, Streuen misten, Füttern und Tränken der Tiere zählte wie auch die Schweinehaltung zu den täglichen Verrichtungen, die den Frauen oblagen.... dreimal am Tag muss das Schweinefutter zubereitet werden: Die gekochten Kartoffeln wurden zerdrückt, mit Küchenabfällen und Spülwasser vermischt, alles mit heißem Wasser angebrüht und nach dieser Abkühlung den Schweinen in den Trog geschüttet. Die Fütterung der Tiere war wiederum Aufgabe der Frauen.“

Es ist festzustellen, dass Ziegen den geringsten Arbeitsaufwand verursachten und bei ausgedehnter Fabrik- und Heimarbeit noch am ehesten von Zigarrenarbeiterfamilien gehalten werden konnten.

Die Bewirtschaftung des Ackergeländes war eher durch Saisonarbeit gekennzeichnet, die jedoch aus äußerst arbeitsintensiven, manuellen Tätigkeiten bestand.

Die Arbeitskraft der Ehefrauen war für die Landwirtschaft des Industriearbeiters in der Tat unentbehrlich, da Feldbestellung und -versorgung hauptsächlich auf den Frauen lastete. Wenn die Männer nicht nur im Winter, sondern das ganze Jahr hindurch in der Fabrik arbeiteten, überließen sie es ihren Frauen, den Acker zu bestellen und die Ställe zu besorgen....auf diese Familien trafen zeitgenössische Hinweise zu, die besagen, dass der Industriearbeiter nur soviel Land erwerben, als Frau und Kinder bewirtschaften können.

(Gensewich 1986 Sn. 179, 182ff, 184f)

Entlohnung

Zigarrenmacher wurden in der Regel in Akkordarbeit entlohnt, das bedeutet, dass pro fertiger Zigarre gerechnet wurde. Lediglich der Werkmeister erhielt ein festes Gehalt. Da diese Position, wie bereits festgestellt, den Frauen verschlossen blieb, konnten Zigarrenarbeiterinnen grundsätzlich nicht mit einem sicheren Einkommen in gleichmäßiger Höhe rechnen.

Die Akkordsätze wurden allgemein auf 1000 Stück gelieferte Zigarren berechnet, Sortieren in der Regel nach Einzelakkord entlohnt, Zigarrenmachen (Wickeln und Rollen) häufig nach Gruppenakkord. Der Verteilungsschlüssel sah beim Zigarrenmachen 2/3 des Lohnes für das Rollen, 1/3 für das Wickelmachen vor. Akkordentlohnung kam - neben Taglohn - auch für die Produktionsstufen Ausrippen, Packen und Kistenmachen vor.

(Vgl. Gensewich 1986 S. 114f)

Akkordentlohnung bot scheinbar eine persönliche Beeinflussung des Verdienstes durch gesteigerte Arbeitsintensität. Die vorgegebenen Akkordsätze waren in der Regel jedoch knapp bemessen, beziehungsweise wurden bei Erreichung entsprechend geändert, so dass selbst bei intensivster Anspannung der Arbeitskraft und verlängerter Arbeitszeit (Überstunden) keine reale und dauerhafte Erhöhung des Verdienstes erreicht werden konnte.

Verschiedene Faktoren spielten bei der Festlegung der Stücklöhne eine Rolle: das lokale Arbeitskräfteangebot, unterschiedliche Tabaksorten, verschiedene Fassonarten, die allgemeine konjunkturelle Lage, auch individuelle Meinungen der Unternehmer beziehungsweise Werkmeister.

Während der ganzen Epoche war ein deutliches Nord-Süd Lohngefälle zu beobachten: Die Zigarrenarbeiter in den Fabriken des Nordens erhielten wesentlich mehr Geld als ihre Kollegen beispielsweise in Mannheim - und diese schließlich einen höheren Lohn als die ländlichen Zigarrenarbeiter. *„...generell gilt: Lohntarife bestanden nicht“.*

(vgl. Gensewich 1986 S. 117)

„Eine geübte Zigarrenarbeiterin kann in der Woche durchschnittlich mehr als 4000 Zigarren oder 6000 Wickel herstellen. Für fehlerhafte Zigarren gab es Abzüge für das verlorene Material, ebenso für die Sozialversicherung oder die Heizung der Betriebsräume. ...Damit lag im Jahre 1889 bei männlichen Arbeitern das Schwergewicht des Lohns in dem Bereich sechs bis zwölf Mark durchschnittlicher Wochenverdienst....Demgegenüber lag das Schwergewicht der Arbeiterinnen in dem Bereich fünf bis zehn Mark. Im Jahre 1897 lagen Arbeiter und Arbeiterinnen weitgehend gleich: sechs bis zwölf Mark.“ (Kappes 1926 S. 76ff).

Gensewich errechnete die Lohnentwicklung in der Epoche mit einem durchschnittlichen Wochenlohn über alle Arbeiter hinweg für 1897 mit 9,12 Mark, für 1905 mit 9,43 Mark und für 1911 mit 10,95 Mark.(Gensewich 1986 S. 112ff)

Bezüglich der Überlassung von Zigarren an die Arbeiter gab es relativ starke Reglements auch seitens der Steuerbehörde. Die Fabrikabgaben waren streng geregelt. Von Zeitzeugen wird berichtet, dass die Zigarrenform der „Krummen Hunde“ daraus entstanden sei, dass die Kontingent-Zigarren für die Arbeiter entsprechend gedreht wurden und so die Werkmeister jederzeit kontrollieren konnten, ob Zigarren im Besitz der Arbeiter aus dem kostenlosen Kontingent stammte oder aus dem regulären Vertriebsbestand. Dabei waren allerdings Kontingent-Zigarren nicht überall üblich und auch aus Rödersheim-Gronau liegen keine diesbezüglichen Berichte vor.

Michael Reiss dokumentierte die Löhne der Zigarrenfabriken Neuhaus Schwetzingen in den Jahren 100 bis 1907 (Reiss 1991, S. 52ff). Diese Angaben können beispielhaft genannt werden, wobei hier mit der eher sozialen Einstellung der Firmeninhaber eher die Obergrenzen der Entlohnungen in der Region anzusetzen sind.

Nach diesen Angaben erhielten die Meister zwischen 20 und 25 Mark zuzüglich einer Werkswohnung. 1930 lagen die Meisterlöhne zwischen 225 und 330 Reichsmark. Wochenlohn erhielten Beamte im kaufmännischen und technischen Bereich. Hier nennt Reiss einen Wochenlohn in 1905 mit 12 Mark, 1906 mit 15 Mark, 1929 28 Reichsmark und 1949 25 DM. Tagelöhner für Helferarbeiten – zum Beispiel Abladen von Tabakballen – erhielten nach Reiss zwanzig Pfennig Stundenlohn.

Die Akkordlöhne differierten auch hier nach Produktionsstandort sowie nach Tätigkeit und Leistung der Arbeiter bzw. Arbeiterin.

Der Lohn für 1000 angenommene Zigarren lag danach für die Wickel bei 1,50 bis 2,80 Mark, für die Roller bei 3,10 bis 6,50 Mark. Die Obergrenze von 6,50 Mark dürfte jedoch für die Zigarrenformate gegolten haben, die in Panelfertigung, also in Einzelformen hergestellt wurden.

Für die Herstellung in Sammelformen scheint die Obergrenze bei vier Mark gelegen zu haben, da nur im Hauptwerk höhere Löhne verzeichnet sind und die Panelfertigung hier konzentriert war, in den anderen Betrieben jedoch die Obergrenze durchgängig bei vier Mark angegeben ist.

Das Entrippen des Tabaks wurde im Akkord nach Pfund und nach Qualität des Tabaks entlohnt. Tatsächlich galten auch hier deutliche Abstufungen. So erhielten die Ripper für Deckblätter 15 bis 19 Pfennig pro Pfund Tabak, die Ripper für Einlagen drei bis vier Pfennig. Bei den Einlagen wurde zudem nach Herkunft als weiteres Maß der Qualität unterschieden. Für das Entrippen von Pfälzer Tabak gab es drei bis 3,5 Pfennig, Für Java-Tabake vier Pfennig, für Brasil sechs bis sieben Pfennig.

„Vor 1870 wurde die Entlohnung derart geregelt, dass lediglich der Roller als eingestellt galt. 'Suchen Sie sich einen Wickelmacher. Wenn Sie einen haben, können Sie bei mir anfangen.' Der Roller erhielt den gesamten Lohn für das Zigarrenmachen und entlohnte seinerseits den Wickelmacher. Es war üblich, dass der Roller 60% bis 66% des Lohnes behielt und den Rest an den Wickelmacher auszahlte. Der Wickelmacher war also darauf angewiesen, sich einen Roller zu suchen, mit dem er arbeiten konnte und geriet sehr oft in Abhängigkeit von ihm. Entweder zahlte der Wickelmacher den Lohn nicht aus oder, da der Wickelmacher oft eine Frau war, entspannen sich Verhältnisse, die oft nicht ohne Folgen blieben“ (Bertram 1931 S.63).

Ab 1870 war Vorschrift, dass alle Arbeiter direkt beim Unternehmer angestellt sein mussten und von diesem den Lohn ausbezahlt erhielten .

Zunftkleidung



Bild 43: Bildausschnitt eines Gruppenbildes: Bis zum ersten Weltkrieg dokumentierten die Zigarrenmacher ihr „proletarisches“ Standesbewusstsein auch mit eigener Zunftkleidung.

Bertram (1931 S. 52) erwähnt: „Die Zigarrenarbeiter trugen (1840) als Zeichen ihrer besonderen Würde den Zylinder“.

In Rödersheim-Gronau war – wie auf Fotos deutlich wird – kennzeichnend die zweireihige schwarze Jacke mit silbernen/blechernen Knöpfen, teilweise mit weißem Schal (als Staubschutz).

Frauen trugen teilweise einreihige schwarze Blusen.

Ab 1918 ist die Zunftkleidung auf Fotos kaum noch zu sehen.

Obwohl das Zigarrenmachen nicht als Handwerksberuf galt, sahen sich die Zigarrenmacher im Ort lieber als Handwerker und nicht als „proletarische“ Arbeiter. Dies äußerte sich in der Zeit bis 1914 auch in einem eigenen Kleidungsstil. Die noch vorhandenen Bilder aus dieser Zeit machen dies deutlich. In diesen Quellen lässt sich eine zunftspezifische Uniformierung der Kleidung erkennen.

Die traditionelle Zunftkleidung war wohl eine dunkle Jacke mit durchgehend zweireihigen silbernen Knöpfen und weißem Halstuch - ähnlich der heutigen Jacken der Schornsteinfeger. Frauen trugen eine einreihige Bluse. Im Sommer ist bei den Männern eine schwarze Weste über weißem Hemd erkennbar.

Die Zunftkleidung verschwand weitgehend auf den Bildern nach 1918. Die Frauen trugen dann ausschließlich private Kleidung ohne Uniformierung mit entsprechenden Schürzen, die Männer eher einfarbige, meist graue Arbeitstitel.

Dies entspricht dem Wandel des Selbstverständnisses der Arbeit der Zigarrenmacherin: Zigarrenmachen war nun ein Zusatzverdienst und nicht mehr zentraler Bezugspunkt des Selbstverständnisses der Arbeiter. Die Existenz der Frau bestimmte sich nicht durch die Arbeit in der Fabrik, sondern durch die Summe der verschiedenen Rollen, in der sie täglich aktiv war: Fabrik, Haushalt und Familie.

Ernährung

Da die Zigarrenarbeiterinnen als kleine Mädchen von ihren Müttern das Kochen deftiger, auf schwere körperliche Feldarbeit ausgelegte Kost erlernt hatten, waren die Gerichte in der Regel für die leichte, sitzende Tätigkeit des Zigarrenmacher zu kalorienreich. Erst im 20. Jahrhundert lernten die Mädchen, auch weniger fettreich zu kochen.

Neben der fortbestehenden Küchentradition beeinflusst der Tagesrhythmus und die Arbeitszeiten der Fabriken die Essgewohnheiten und die Gerichte, die auf den Tisch kamen. Es kam darauf an, das Essen schnell zubereiten zu können: Mittags hatten die Frauen wenig Zeit, deshalb wurde auch abends vorgekocht – beziehungsweise das zubereitet, was am wenigsten Zeit erforderte.

Die bereits genannten Quellen berichten, dass im Durchschnitt Brot, Mehl und Kartoffeln überwogen. Ergänzt wurden diese Grundnahrungsmittel von Gemüse und Obst, das im eigenen Ackerbau entsprechend der Jahreszeiten geerntet oder auf der freien Flur gesammelt werden konnte.

„Der Fleischgenuss spielt in der Ernährung eine untergeordnete Rolle, und auch dort, wo fast täglich Fleisch gegessen wird, ist die auf den Kopf eines Erwachsenen treffende Menge außerordentlich niedrig. Da die Speisen mit zu geringem Fettmengen hergestellt wurden, ergab sich auch aus diesem Grunde ihre schwere Verdaulichkeit.“ (Gensewich 1986 S. 294f)

Wörishoffer (1890, S. 117ff) erfasste die Mahlzeiten statistisch und kam zu einem relativ gleichförmigen Ergebnis über alle beobachteten Familien hinweg, was die Zigarrenarbeiter um 1890 täglich essen:

„Das Morgenessen besteht in Kaffee und Brot.

Das Mittagessen besteht an Werktagen in Suppe, Gemüse oder Kartoffeln, dazu etwas Wurst oder Fleisch, ab und zu Mehlspeisen, an Sonntagen in Fleisch und Gemüse.

Das Abendessen besteht in Suppe und Kartoffeln oder Kaffee und Brot.

Als Zwischenbrot gab es nachmittags Brot, manchmal etwas Käse und Bier“.

Viele Familien hielten sich eine oder mehrere Ziegen, die 'Kuh des kleinen Mannes', und konnten so den Speisezettel durch Milch und etwas Käse ergänzen.

Ziegenhaltung in der Pfalz (Müller S.120f)

Jahr	Stück
1810	4624
1863	31924
1892	50504
1907	67468

Analog zum Aufkommen der „abendlichen Landwirtschaft“, die kaum noch als Nebenerwerb dazustellen ist, sondern vor allem der Bereicherung des Speisezettels diene, stieg die Zahl der gehaltenen Ziegen. *„Es ist diese Erscheinung in Anbetracht der sozialen Struktur und Dichte der Bevölkerung leicht zu begreifen und lebhaft zu begrüßen. Viele Arbeiter sowohl der Stadt als auch des flachen Landes erhalten dadurch gute und kräftige Milch.“* (Müller S. 120f)

„Der Hauptgrund für den geringen Fleischverbrauch in der pfälzischen Bevölkerung finde ich in der Neigung des Volkes zur mehr vegetabilischen Ernährung. Die Hauptnahrung des Pfälzers besteht in erster Linie aus Kartoffeln, in zweiter aus Brot, in dritter aus Gemüse und erst in vierter aus Fleisch. Die pfälzische Küche hat große Ähnlichkeit mit der französischen. Eine

größere Rolle als das Fleisch spielt bei der pfälzischen gewöhnlichen Küche eine gute Soße.....ist es nicht zu verwundern, wenn der Fleischverbrauch pro Kopf der Bevölkerung in der Pfalz dem von Frankreich sehr nahe kommt, in der Pfalz beträgt er beinahe 39kg, in Frankreich ungefähr 35 kg..." (Müller S.126).

Berufskrankheiten der Zigarrenmacher

Das Zigarrenmachen galt gemeinhin als eine ungesunde und gesundheitsschädliche Arbeit. Erst mit den Bestimmungen zur Arbeitsplatzgestaltung ab 1887 sowie der Einführung und Installationspflicht entsprechender Anlagen – zum Beispiel zur Luftabsaugung – nach 1918 wurden die Ursachen wirksam bekämpft. Besonders anfällig waren die Zigarrenmacher offensichtlich für Tuberkulose. Wenn im Durchschnitt der Bevölkerung jeder 17. Todesfall auf Tuberkulose zurückzuführen war, betraf dies bei den Zigarrenmachern jeden neunten. (Kappes 1926 S. 169). Zurückgeführt wurde dies insbesondere auf die hohe Staubbelastung in den Arbeitsräumen und damit auf die starke Reizung der Lungen, aber auch auf das enge Zusammensitzen, das die Übertragung von Krankheiten sehr einfach macht.

Überdurchschnittlich häufig festgestellt wurden auch Unterleibserkrankungen der Frauen sowie Bleichsucht und Blutarmut - Anämie (Kappes 1926 S. 169ff). Letzteres galt gemeinhin als Ursache, dass die Frauen kaum ihre Kinder stillten. Damit wurde die festgestellte höhere Kindersterblichkeit in den Zigarrenarbeiterfamilien begründet. Früh diskutiert, aber erst später festgestellt wurde der Zusammenhang zwischen der hohen Kindersterblichkeit und der extrem hohen Belastung der Zigarrenarbeiterinnen durch Nikotin, dass sie unter anderem mit dem Tabakstaub und -dunst einatmeten.

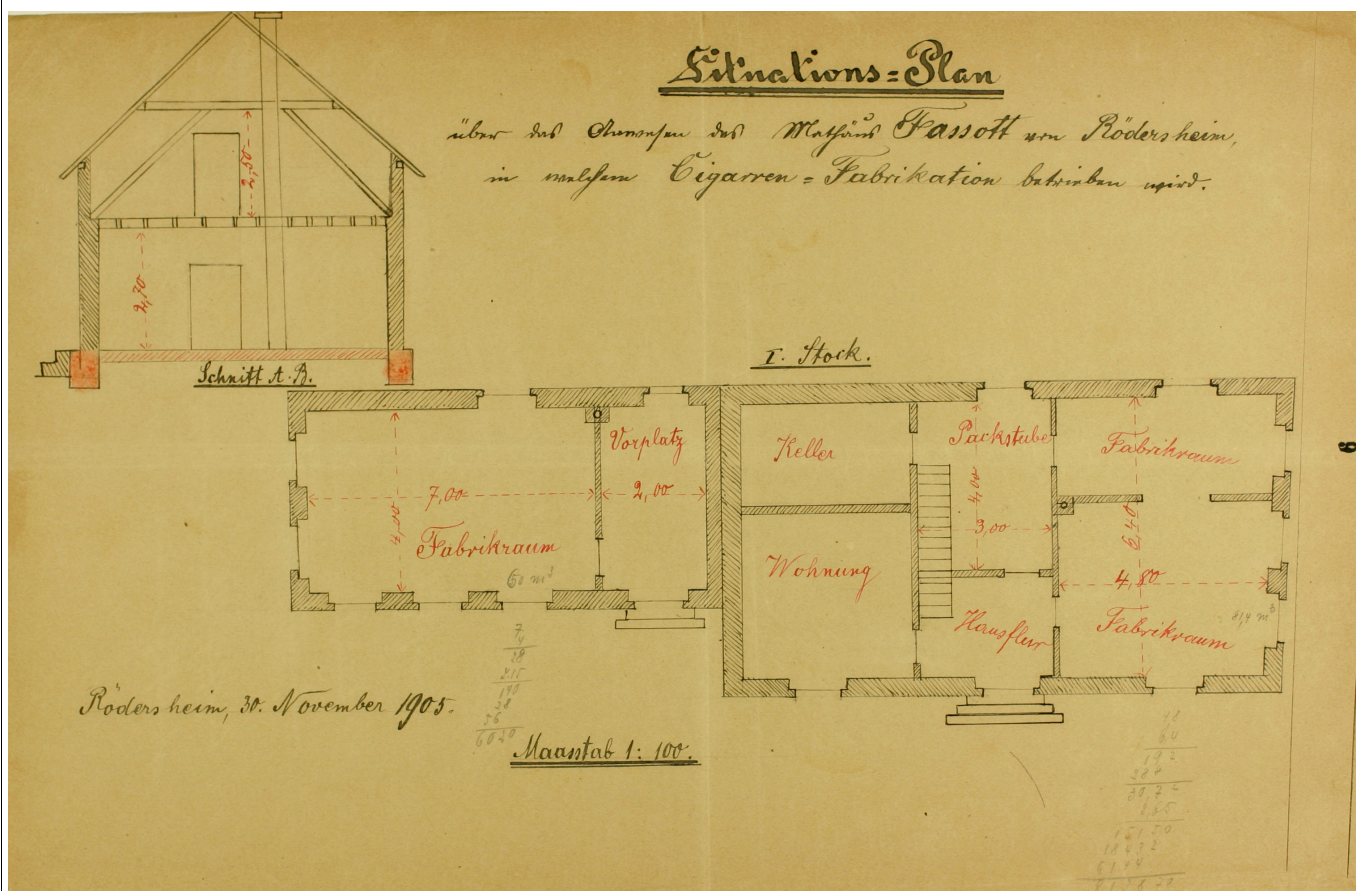


Bild 44: "Krankheit vorprogrammiert" - Plan der Fabrik "Fassott" in der Hauptstraße 214 aus dem Jahr 1905: der Wohnbereich ist minimal und umfasst alle Lebensbereiche: Schlafen, Essen, Wohnen. Die Toilette befindet sich außerhalb, die Flächen werden engräumig genutzt. Pro Personen genügen 2,5 m² Fläche - sei es zum Wohnen oder für den Arbeitsplatz.

"Die Aufnahme des Nikotins durch den Mund ergab sich bei der Zigarrenarbeiterschaft vor allem durch die nach Ansicht der badischen Fabrikinspektoren offenbar nicht auszurottende, "widerliche" Gewohnheit, die Spitze des Zigarrenwickels mit dem Munde zu bearbeiten, die Spitze des Kopfs abzulecken, um das Deckblatt zu kleben und das überstehende Ende mit den Zähnen abzubeißen. es verwundert in diesem Zusammenhang nicht, dass Erkrankungen der Verdauungsorgane bei der Zigarrenarbeiterschaft zu den vorherrschenden Krankheitsbildern zählten.

Eine Zigarrenarbeiterin, die eines Tages durch die Nikotineinwirkung bewusstlos wurde, bekam den ärztlichen Rat, den ungesunden Beruf aufzugeben und sich in viel frischer Luft zu bewegen." (Dem Rat konnte sie mangels Arbeitsplatzalternativen nicht folgen)

Der durch die Tabakatmosphäre hervorgerufene verstärkte Hustenreiz begünstigte in den Arbeitsräumen mit dichter Besetzung die Verbreitung von Erregern, wenn auch nur ein Kranker mit offener Tuberkulose anwesend war. Bei den erkrankten Arbeitern und Arbeiterinnen bestand die Gewohnheit, ihren Auswurf auf den Boden der Arbeitsräume zu spucken. Dieser trocknete dort ein, vermischte sich fein verteilt in Staubform mit der Luft und wurden auf diese Weise auch von Gesunden eingeatmet.

Eine genügende Belüftung der Arbeitsräume würde oft aus Furcht vor Zugluft unterlassen, die Beheizung übertrieben. Dadurch würden die Arbeiter überempfindlich gegen Erkältungen, melden ärztliche Beobachter in Baden. Ungünstige Arbeitsbedingungen und traditionelle Einstellungen (Sparen von Heizmaterial im Winter, Annahme der Schädlichkeit von frischer Luft) trafen hier zusammen.

„Was die Krankheiten betrifft, von denen die Cigarrenarbeiter hauptsächlich betroffen werden, sind dies nach Ansicht fast sämtlicher Kassenärzte Bleichsucht, hartnäckige Katharre und Tuberkulose. auch ohne erbliche Belastung wird die Letztere häufig bei den Cigarrenarbeitern getroffen. Abgesehen von der Tuberkulose, welche nicht selten sei, unterscheidet ein Kassenarzt drei Gruppen von Erkrankungen, unter denen die Cigarrenarbeiter besonders leiden: 1. Blutarmut, an der beinahe jeder Arbeiter leidet. Dieselbe äußerlich erkennbar an der blassgelben Farbe der Haut und der Schleimhäute, schwindet auch bei reichlicher Nahrung nicht und weicht erst nach dem Austritt aus der Fabrik nach 1/2 bis 3/4 Jahren einer gesünderen Farbe. 2. Nervöse Störungen verschiedenster Art. Kopfweh, Schwindel, besonders morgens, Herzklopfen, unregelmäßiger Puls usw.. 3. Verdauungsstörungen in den verschiedensten Formen die Behandlung dieser drei Kategorien von Krankheiten sei ein äußerst mühevoller und undankbarer. Die schwereren Fälle seien nur durch mehrwöchentliche Entfernung aus der Fabrik zu bessern und zu heilen.

Fasse ich den Inhalt meiner Auseinandersetzungen kurz zusammen, so komme ich zu folgenden Resultaten:

- 1. Zigarrenarbeiter werden viel häufiger krank als die übrigen Bevölkerungsklassen.*
 - 2. Die vorherrschende Krankheit ist die Tuberculose.*
 - 3. Weibliche Arbeiter sind häufiger krank als männliche.*
 - 4. Die Tuberkulose befällt die Arbeiter meist im Alter von 15 bis 25 Jahren.*
 - 5. Die Ursachen der häufigen Erkrankung der Zigarrenarbeiter an Tuberculose sind:*
 - a) Der eingetrocknete und mit der Luft vermengte Auswurf der noch arbeitenden Kranken.*
 - b) Die schlechte Wohnung.*
 - c) Die mangelhafte Ernährung der Zigarrenarbeiter."*
- (Wörishoffer 1890, S. 201, 213)*

Mit der neuen Sozialgesetzgebung des Reiches entwickelten sich - insbesondere aus den Ideen des Kinderarbeitsschutzes und den Vorsorgegedanken der Sozialversicherung - mit der Gewerbeordnung rechtliche Vorgaben für die sichere Gestaltung der Arbeitsräume und des

Arbeitslebens. Mit Gesetz von 1888 des allgemeinen Bundesrates und einer weiteren Konkretisierung 1893 wurden Mindestanforderungen für den Zigarrenfabrikbetrieb erlassen. Die Räume mussten mindestens drei m Höhe haben und so dimensioniert sein, dass auf jeden Mitarbeiter sieben Kubikmeter Luftraum kommt, ab 1907 sogar zehn Kubikmeter. Mindestens einmal täglich musste gelüftet und Boden und Tische nass gewischt werden. Der Tabak für die Wickel musste nass gemischt und feuchter Tabak, Wickel und Zigarren durfte nicht in Wohnräumen getrocknet oder verarbeitet werden. Es mussten Spucknapfe aufgestellt werden, die mit Wasser gefüllt und täglich zu leeren waren (Kappes 1926 S. 176).

Tatsächlich scheinen diese Maßnahmen nach Kappes die gewünschte Wirkung erzielt zu haben, denn in den zwanziger Jahren berichtete er von einer deutlichen Verbesserung der gesundheitlichen Situation der Zigarrenarbeiter

Arbeitsschutz und Fabrikaufsicht

Ursprünglich war Arbeitsschutz Kinderschutz - die Arbeitskraft der zukünftigen Generation galt es im Interesse des Staates zu sichern. Da die Mütter als zentrale Kraft für die Entwicklung der Kinder galten, wurde der Kinderschutz bald auf Frauen- und Mutterschutz ausgeweitet. Männer waren in der Regel kein Thema des Arbeitsschutzes, sondern wurden lediglich in die Verordnungen mit eingebunden. Mit Beginn der Fabrikarbeit in Rödersheim war bereits die Kinderarbeit verboten und auch die ersten Arbeitsordnungen novelliert, so dass die Rödersheimer Arbeiter schon mit verbesserten Arbeitsbedingungen in die Fabrik eintraten. Mit der neuen Sozialgesetzgebung des Reiches entwickelten sich - insbesondere aus den Ideen des Kinderarbeitsschutzes und den Vorsorgegedanken der Sozialversicherung - mit der Gewerbeordnung rechtliche Vorgaben für die sichere Gestaltung der Arbeitsräume und des Arbeitslebens.

Mit Bundesratsverordnung von 1888 und einer weiteren Konkretisierung 1893 wurden Mindestanforderungen für den Zigarrenfabrikbetrieb erlassen.

Die Kontrolle wurde sogenannten Fabrikinspektoren übertragen, die bei Besichtigungen die Einhaltung der Vorschriften überwachten und Reklamationen an die Ordnungsbehörden weiterleiteten. Später wandelte sich die Institution zur heute noch bestehenden „Gewerbeaufsicht“. In Baden und Württemberg arbeiteten zur Zeit Wörishoffers als deren Leiter 4 Inspektoren, wobei mit Marie Baum erstmals gezielt eine Frau eingestellt wurde.

"Die Bundesratsverordnung vom 9. Mai 1888, betreffend die Errichtung und den Betrieb der zur Anfertigung von Zigarren bestimmten Anlagen, stützte sich auf ein Entwurf des Reichs Innenministeriums.

....die wichtigsten Bestimmungen betrafen Funktion, Größe, Höhe, Ausstattung und Besetzung der Arbeitsräume.

- Diese durften weder als Vorrats -, Lager -, Trocken -, Wohn -, Schlaf - oder Kochräume genutzt werden,*
- mussten eine Mindesthöhe von 3 m aufweisen,*
- eine ausreichende Zahl an Fenstern für Beleuchtung und Belüftung besitzen und*
- auf jede beschäftigte Person musste mindestens 7 m³ Luftraum entfallen.*
- Vorräte an Tabakmaterial und Halbfabrikaten durften nur für den Tagesbedarf vorhanden sein,*

– das Trocknen von Tabak, Abfüllen und Wickeln in den Arbeitsräumen außerhalb der Arbeitszeit war untersagt,
– die täglich zweimalige Lüftung durch Fensteröffnen
– und die Reinigung der Tische und des Fußbodens mit Wasser zu Beseitigung des Tabakstaubes war ebenfalls vorgeschrieben.
(vgl Kappes 1926)

1907 wurde die Mindestgröße des Luftraumes auf 10 m³ erhöht.

Zur Vermeidung der Infektionsgefahr wurde von Medizinern und Inspektoren das Aufstellen von Spucknapfen in den Arbeitsräumen gefordert. *"Die Näpfe müssen täglich mit frischen Wasser gefüllt werden. Je 10 Personen ist ein Spucknapf erforderlich."*

"Das Bearbeiten der Zigarrenwickel mit dem Munde und das Ausspucken auf den Boden" wurde verboten, wobei wiederholtes Übertreten der Verbote sogar sofortige Entlassung nach sich ziehen sollte.

(Genesewich 1986 S.257f)

Die Mitarbeiter der Gewerbeaufsicht bemängelten im Bereich der Zigarrenindustrie, dass die Heimarbeit praktisch nicht zu kontrollieren sei. Trotzdem wurden vor 1914 entsprechende Regelungen diskutiert.

In der Begründung eines Gesetzentwurfes zur Regelung der Zigarrenhausarbeit aus dem Jahre 1907 heißt es:

„Es darf nicht verkannt werden, daß die Zigarrenhausarbeit unter den verbesserungsbedürftigen Betrieben mit an die erste Stelle rückt, und zwar umso mehr, wenn und wo zumeist schwächliche Personen sich den Berufe widmen.“

In den Schlusssätzen des Entwurfs wurde als besonders nachteilig die Verwendung von Schlafstätten als Arbeitsraum, "sowie das Mischen, Aufbewahren und Trocknen des Tabaks innerhalb der Wohn-, Schlaf- und Arbeitsräume" angesehen. Kindern bis zum 10. Lebensjahr sollte die Zigarrenheimarbeit völlig verboten werden.

Erst am 17. November 1913 ergingen die Bundesrats-Bestimmungen über Hausarbeit in der Tabakindustrie, die unter anderem gewisse Mindestanforderungen hinsichtlich Höhe, Größe, Ausstattung der Arbeitsräume sowie Luftraum pro beschäftigte Person vorschrieb, regelmäßige feuchte Reinigung und Lüftung der Arbeitsräume forderte, die Trocknung und Lagerung von Tabak in den Räumen untersagte, die Bearbeitung der Zigarren mit dem Munde, die Beschäftigung von Personen "mit Ekel erregenden Krankheiten" sowie von Kindern unter 12 Jahren verbot. Die Kontrolle der Heimarbeiter sollte nicht von der Gewerbeaufsicht direkt, sondern von den Werkleitern durchgeführt werden (vgl. Genesewich 1986 S.266ff). Die Gewerbeaufsicht prüfte dann lediglich die entsprechenden Protokolle der Fabriken.

Dass bei den Werkleitern die Kontrolle durch die Gewerbeaufsicht gefürchtet war, könnte einer der Gründe sein, dass nach 1918 die Heimarbeit nur noch eine untergeordnete Rolle in der Produktion spielte.

6. Eine Zigarre entsteht - Produktionsschritte in den Zigarrenfabriken von Rödersheim-Gronau

Eine Zigarre besteht in der Regel aus drei Teilen:

Einlage, Umblatt, Deckblatt

Die fertigen Zigarren setzen sich gewichtsmäßig etwa aus 5%-10% Deckblatt, 25% Umblatt und 60%-70% Einlage zusammen (Bertram 1931, S. 28).

Geschmacklich bestimmt damit die Einlage wesentlich den Rauchgeschmack der Zigarre. Das Deckblatt bringt eine weitere geschmackliche Komponente. Denn durch den Kontakt mit Speichel sowie dem direkten Kontakt mit Lippen und Zunge werden ausgelöste Aromen des unverbrannten Deckblattes ebenfalls von den Geschmacksknospen der Zunge erfasst und so dem Rauch weitere Empfindungen von süß, sauer, salzig oder bitter hinzugefügt. Erfahrene Sensoriker erkennen auch weitere, flüchtige Aromen des Deckblattes, die in die eingesaugte Luft gelangen, von den Geruchssensoren erfasst werden und so den empfundenen Geschmack verändern. Ungeübte erfahren den Deckblattgeruch jedoch nur vor dem Abbrennen der Zigarre.

Die Herstellung der Zigarre erfolgt über die Arbeitsschritte:

- Vorbereiten der Blätter mit Sortieren, Anfeuchten und Glattstreichen von Um- und Deckblatt
- „Entrippen“ der Blattstiele,
- Zerreißen und Mischen der Blätter für die Einlage
- Einwickeln der Einlage in das Umblatt und Pressen der „Wickel“
- Einrollen der Wickel in das Deckblatt
- Trocknen
- Sortieren nach Farbe und Form
- „Spiegelpressen“ und Verpacken

Bei der Herstellung werden vier Techniken unterschieden:

- reine Handarbeit

Die Arbeitsschritte erfolgen ohne Formen und sonstigen Hilfsmitteln, nur mit Messer, Schneidbrett und Pressen

- Formarbeit

In der Mitte des 19. Jahrhunderts wurde die Wickelform eingeführt, mit der die Wickel schneller und gleichmäßiger hergestellt werden können. In eine Form können eine größere Zahl Wickel gepresst werden. Erst mit der Einführung der Wickelform (siehe unter dem Abschnitt 'Wickeln') ergab sich die Arbeitsteilung der Zigarrenmacher in „Wickelmacher“ und „Roller“.

Die Formarbeit war die bestimmende Herstellungsmethode in der Zeit der Industrialisierung und wird deshalb im Museum dargestellt.

- Penalarbeit,

Komplexere Zigarrenformen entstehen in Formen für einzelne Zigarren (Penale). Die Arbeitsweise ist langwieriger und deshalb teurer.

- Maschinenarbeit

Im Zuge der Technisierung wurden immer mehr Arbeitsschritte automatisiert. Nach dem Einsatz von Maschinen für einzelne Teilschritte ist heute die vollautomatische Fertigung üblich. Die Automatisierung erfolgte in Deutschland sehr spät, da der Einsatz von Maschinen hier von 1933 bis 1958 verboten war.

6.1 Tabak vom Feld in die Fabrik

Nicht jede Tabaksorte eignet sich für die Zigarre. Zudem unterscheidet sich die Pflege der Pflanzen für die Zigarrenverwendung von der, mit dem Blätter für Zigaretten und Pfeifentabak erzeugt werden.

Die deutschen Anbauregionen verfügen über weniger Sonne als die karibischen und Südamerikanischen Gebiete. So ist Zigarrentabak – im Gegensatz zu Zigaretten- und Pfeifentabak – für deutsche Fabriken vor allem Importtabak. Im Verlauf des 19. Jahrhunderts kamen jedoch recht attraktive Zigarrentabake aus deutscher Anpflanzung in den Markt. Diese Tabake waren so erfolgreich, dass die deutschen Zigarren sogar zum „Exportschlager“ avancierten: *„Für eine totale Unwahrscheinlichkeit würde man es gehalten haben, wenn es jemandem eingefallen wäre vorauszusagen, die aus Pfälzer Tabak gefertigte Zigarre würde in ungeheurer Quantität nach Westindien, dem Vaterlande des Tabaks, ausgeführt werden. Dennoch ist es so gekommen.“* (Schwab 1852, S.18). Allerdings wird der Erfolg wohl im wesentlichen daher rühren, dass nach der Zollfreigabe des Rheines und der Verbilligung der Transportkosten der Export auch nach Übersee lohnen wurde, indem die billigen Zigarren dort noch immer vergleichsweise billig verkauft werden konnten.

Insbesondere Geudertheimer wird bis heute in Einlagen eingemischt, um der Zigarre würzige, kräftige Aromen mit zu geben. Auch das „badische Lorscher Deckblatt“ wurde für Einlage, aber auch für Um- und Deckblatt verwendet (heute praktisch nicht mehr im gewerblichen Anbau). Auch der amerikanische Cuba-Tabak oder „Goundie“, benannt nach einem amerikanischen Botschafter in der Schweiz, der in der Mitte des 19. Jahrhunderts entsprechende Samen nach Europa brachte, der sich auch als Deckblatt eignete (Schwab 1862, S. 39), und entsprechend eine in den folgenden Jahrzehnten vielfach angebaute Sorte bildete, ist heute nicht mehr im Anbau.

Weiter sind beispielsweise verschiedene Burley-Sorten zur zigarrenorientierten Anpflanzung in Baden und der Pfalz geeignet. Schwerpunktmäßig werden diese jedoch für die Zigarettenherstellung verwendet. Eine rein „Pfälzer Zigarre“ erscheint auch in den bisherigen Versuchen der Museumsmanufaktur in Rödersheim-Gronau zu jedoch zu schwer und lässt blumige und fruchtige Noten im Geschmack vermissen. Deshalb sind marktfähige Zigarren ohne wesentliche Anteile an mittelamerikanischen oder auch orientalischen Tabaken wohl kaum zu erzeugen. (Es ist jedoch angedacht, nach versuchsweisem Anbau von Tabak der Sorte „Lorscher Deckblatt“, die im gewerblichen Anbau der Pfalz und Baden nicht mehr verwendet wird, einen neuen Versuch zu starten.). Für das 19. Jahrhundert gibt es für deutsche Tabake eine Reihe von Rezepten zum „Soßieren“, also zur Geschmacksverbesserung der Zigarrentabake.

Im Übrigen war der Anteil an Überseetabaken umso höher, je teurer die Zigarre war: *„Zur Vier-Pfennig-Zigarre...wird nur das Deckblatt aus ausländischem Tabak hergestellt... Für die Vier-Pfennig-Zigarre werden also 7/8 inländischer Tabak verwendet, für die Fünf-Pfennig-Zigarre 1/4“* (Für das Jahr 1903, Heymann S.66).

Die Blätter werden für Zigarren vorreif geerntet. Zigarrengut soll möglichst wenig Zucker enthalten – daher auch der alkalische Rauch –, während Pfeifen- und Zigarettentabak gerne Zucker enthalten soll und daher wie Orienttabake „reif“ bzw. „überreif“ geerntet wird. Deren Rauch liegt entsprechend im sauren PH-Bereich (Aschenbrenner S. 84f)

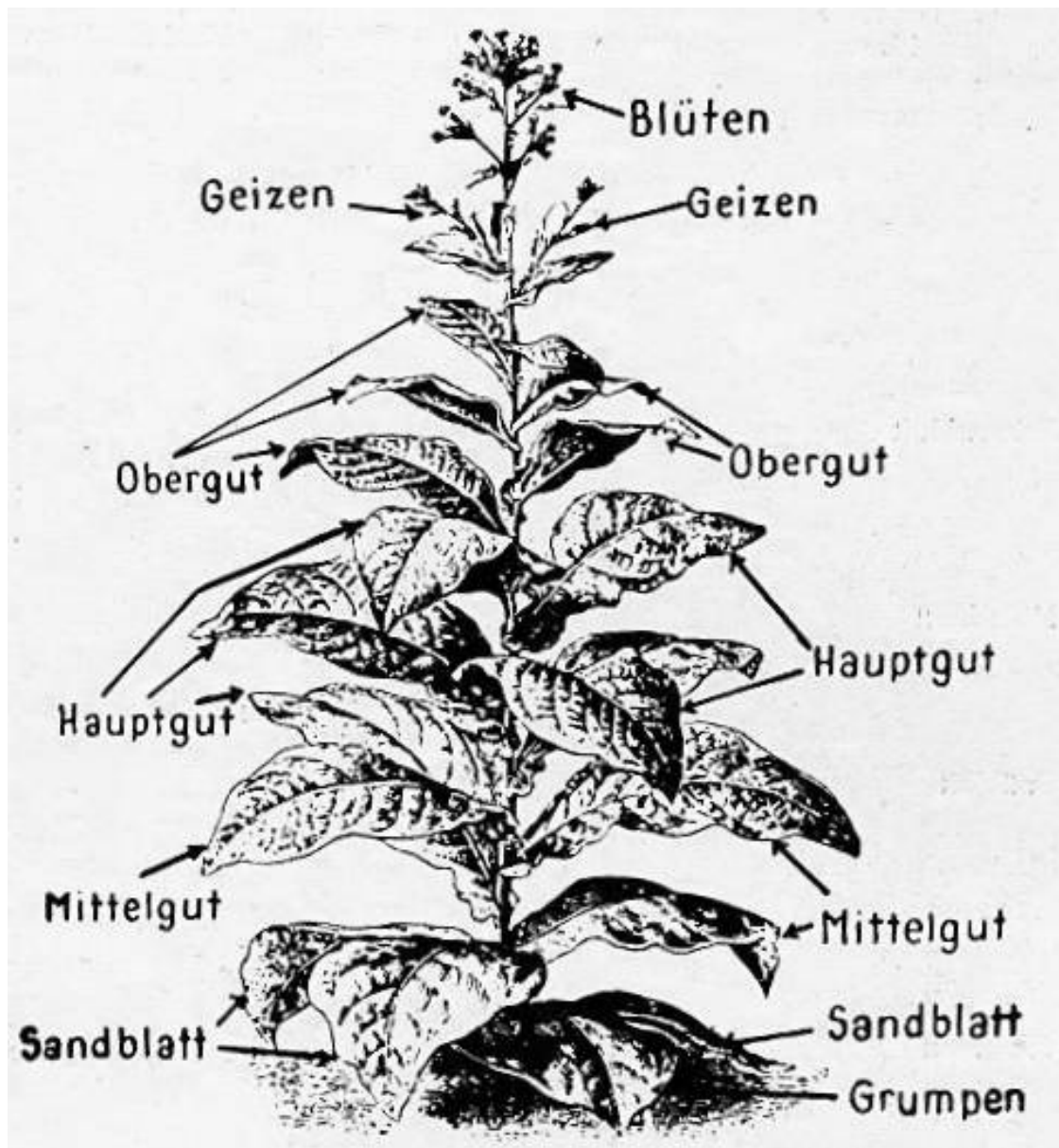


Bild 45: Deutsche Einteilung der Tabakblätter nach Aschenbrenner 1938

Von der Tabakpflanze werden die Geize (Stamm) und die obersten vier Blätter sowie die auf dem Boden liegenden Blätter, die „Grumben“ nicht verwendet.

Die über den Grumben liegenden „Sandblätter“ sind die besten und wertvollsten und ergeben die besten Deckblätter (Sandblattdecke).

Die über diesen liegenden sechs Blätter (Fußblatt) finden auch als Deckblätter Verwendung (Deckblatt 1).

Die darüber liegenden Blätter (Stammblatt, gutes Mittelblatt) eignen sich als minderes Deckblatt oder gutes Umblatt.

Während die obersten Blätter nicht verwendet werden, eignen sich die oberen Blätter (Toppblatt und geringes Mittelblatt) als Einlage oder einfaches Umblatt (Einteilung nach Bertram 1931, S. 26).

Die Bauern ernten die Blätter in etwa dieser Vorsortierung, fädeln die Blätter zu Bündeln und hängen sie kopfüber in luftigen Räumen zur Trocknung. Während der Trocknen finden erste Fermentationsprozesse und insbesondere der Abbau des Chlorophylls statt, die auch den Farbwechsel bewirken. Im nächsten Arbeitsgang wird der Tabak fermentiert. Unter Einwirkung von Feuchte und Wärme sollen Mikroorganismen vor allem das Eiweiß der Blätter abbauen. Ohne diesen vollständigen Abbau würde der abbrechende Tabak wie verbrannte Haare riechen. Die Umwandlungsprozesse erzeugen zusätzlich differenzierte Aromen und tragen so wesentlich zum Geschmack der späteren Zigarre bei. Nach Stoppen der Fermentation zum richtigen Zeitpunkt (wenn das Eiweiß, aber nicht die gewünschten Aromen abgebaut sind) werden die Blätter wiederum getrocknet, dann gepreßt und in Ballen versandfertig verpackt.

Manche Tabaksorten fermentieren bereits vollständig bei Lufttrocknung über einen längeren Zeitraum (über 12 Monate) hinweg.

Seit dem 20. Jahrhundert erfolgt oftmals bereits in den Fermentationsbetrieben das Reißen (Zerkleinern der Blätter und das Mischen verschiedener Sorten für die Einlage. Dabei werden bereits als Deckblatt geeignete Blätter aussortiert, glatt gestrichen, getrocknet, separat gepresst und in Bündeln verpackt ausgeliefert.

Die Mischungen und Umblätter werden in Ballenpressungen gelagert und ausgeliefert.

Im 19. Jahrhundert erfolgte diese Arbeit nach Anlieferung getrockneter, fermentierter Tabakblätter in Ballen in den Fabriken (Bertram a.a.O., auch Schreiber 1850, S. 205).

Die reine Handarbeit ist die ursprünglich, klassische Technik, die aus Mittelamerika über Spanien auch nach Deutschland gelangte. Der früheste vorliegende Nachweis aus dem Jahr 1844 aus einem Reisebericht eines Herrn Granier von Cassagnac über die Herstellung von Havanna-Zigarren wird noch heute in Raucherkreisen gerne erzählt.

Das früheste diesbezüglich vorliegende Zitat stammt von Schreiber 1850 (S. 196f):

„Ein altes Sprichwort sagt: Man soll niemals der Toilette einer Frau, die man gerne sieht, und der Zubereitung eines Diner beiwohnen. Man kann die Verfertigung von spanischen Cigarren demselben mit Recht beifügen....Als aufrichtiger und getreuer Geschichtsschreiber darf ich nicht verschweigen und bitte ich die Liebhaber von Cigarren um Verzeihung, wenn ich hier anführe, dass Begueros (die besten Zigarren aus Havanna) im Allgemeinen von Weibern gemacht werden, welche die Blätter auf ihrem entblößtem Schenkel, von der Hüfte bis zum Knie, mit der flachen Hand rollen. Um die Einbildungskraft der Raucher von Begueros in etwas abzukühlen, muß ich hinzufügen, dass solche im Allgemeinen nur von alten und sehr häßlichen Negerinnen angefertigt werden.“

6.2. Schritt 1: Tabakvorbereitung mit Reißen und Entrippen



Bild 46

Vorrichtung: Jeder Herstellungsart geht der Anfertigung der eigentlichen Zigarre erst das Anfeuchten, Lösen und Entrippen der Blätter, die Auswahl des Deck - und Umblattes und das Mischen der Einlage voraus.

Die Einlage wird trocken verarbeitet.

Die Um- und Deckblätter werden zunächst nach Farbe und Zustand für die zukünftige Verwendung sortiert und dann angefeuchtet. Gleichmäßige Anfeuchtung ist wichtig: zu trockenes Blatt bricht, zu stark angefeuchtete Blätter zerreißen leicht bei der Verarbeitung. *„Die dickblattigen Sorten, welche zum Erweichen viel Wasser benötigen, werden durch das Wasser gezogen und nachher ausgeschwenkt, die empfindlichen dünnblattigen Sorten mit Wasser bespritzt oder mit Wasserdampf bestäubt, oder bei besonders empfindlichen Tabaken wie Sumatrasandblatt auch nur durch feuchte Luft geschmeidig gemacht“* (Bertram 1936, a.a.O.)

Beim Entrippen wird der mittlere Hauptast des feuchten Blattes, der „Stengel“, vom Blatt weggerissen (Bild 46). Besondere Sorgfalt gilt dabei den Deckblättern.

Die beiden verbleibenden Blatthälften werden zu Zigarren weiter verarbeitet. Die Stengel können - durch Walzen und Fasern aufbereitet - in der Einlage minderwertigerer Zigarren Verwendung finden. Insbesondere wurden die Stengel jedoch für die Rauchtabakfabrikation verwendet. Der Bedarf dafür war zeitweise so groß, dass beispielsweise 1903 sogar Stengel importiert wurden (Heymann S. 47)

Die Mehrzahl der Blätter wird nun für die Einlage in relativ kleine Stücke zerrissen, je nach Rezept verschiedene Tabake gemischt und getrocknet.

Aus den restlichen Blatthälften werden die in Farbe und Struktur gleichmäßigsten Blätter als Deckblätter aussortiert, die übrigen finden Verwendung als Umblätter.

Umblatt und Deckblatt werden nun gestapelt („aufgesetzt“), die Deckblätter zuvor sortiert nach Farbe, Größe sowie nach linke und rechte Blatthälfte.



Bild 47: Arbeitsplatz am Wickeltisch für Rippen, Wickeln und Rollen



Bild 48: Messersortiment: Die großen Messer dienen zum Abschneiden von aus der Wickelform überstehendem Tabak, die kleineren zum Zuschneiden der Deckblätter. Geschnitten wird auf einem zinkbeschlagenem Brett (aus hygienischen Gründen wird kein Holzbrett verwendet)

6.3. Schritt 2: Wickeln



Bild 49: Einrollen der Einlage in das Umblatt

Nachdem das Umblatt zurechtgerissen und auf die Arbeitsfläche ausgebreitet wurde, nimmt der Wickelmacher die gemischten und getrockneten Einlagestücke (Strofen), legt sie auf das Umblatt und rollt die Einlage damit ein (B 48).

In einer anderen Technik („Longfiller“) werden die Strofen zuvor nicht oder lang gebrochen. In der klassischen Technik werden die Blätter – wenn überhaupt – maximal lediglich auf die ungefähre Länge der Zigarre zugeschnitten oder gerissen. Der Zigarrenmacher legt die Blätter verschiedener Sorten in der hohlen Hand zusammen – er formt sie zur „Puppe“ vor – und rollt diese dann zum Wickel ein. Alternativ nutzt er auch hier ein Umblatt, mit dem die nun in Längsrichtung der Zigarre liegenden Blätter ihre grobe Form erhalten. Da bei dieser Technik das Mischen der Einlagetabake erst mit dem Wickeln erfolgt, nimmt der Wickelmacher hier mit der Blattauswahl und Sortierung direkt Einfluss auf den Geschmack der Zigarre.

In der Zeit während des Maschinenverbotsgesetzes in Deutschland ab 1933 war eine Automatisierung auch der Wickelfertigung, insbesondere durch mit Dampf, Strom etc. angetriebene Maschinen bis 1958 nicht oder nur mit Ausnahmegenehmigung zulässig. Zulässig war das Anfertigen der Wickel in einem fußbetriebenen „Wickelbock“, der eine schnellere Produktion ermöglichte und gleichzeitig gleichmäßigere Wickel ergab. Der Wickelbock nutzt ein Rolltuch, in den Umlage und Tabak eingelegt und mit einer Überrollbewegung des Tuches zum

Wickel geformt werden. Diese Technik ist heute noch durch die kleinen Maschinchen zum Selbstrollen von Zigarretten bekannt.

Die gerollten und ggf. per Hand vorgeformten Wickel werden schließlich in die Wickelformen eingesetzt, die Wickelformen geschlossen und in die Presse gesetzt.

Nach einigen Stunden werden die Wickelformen geöffnet, die Wickel in der Form gedreht und der Pressvorgang wiederholt. Zum Abschluss werden die aus der Form überstehenden Blatt-Teile abgeschnitten und die Wickel in der Form dem Zigarrenmacher übergeben.

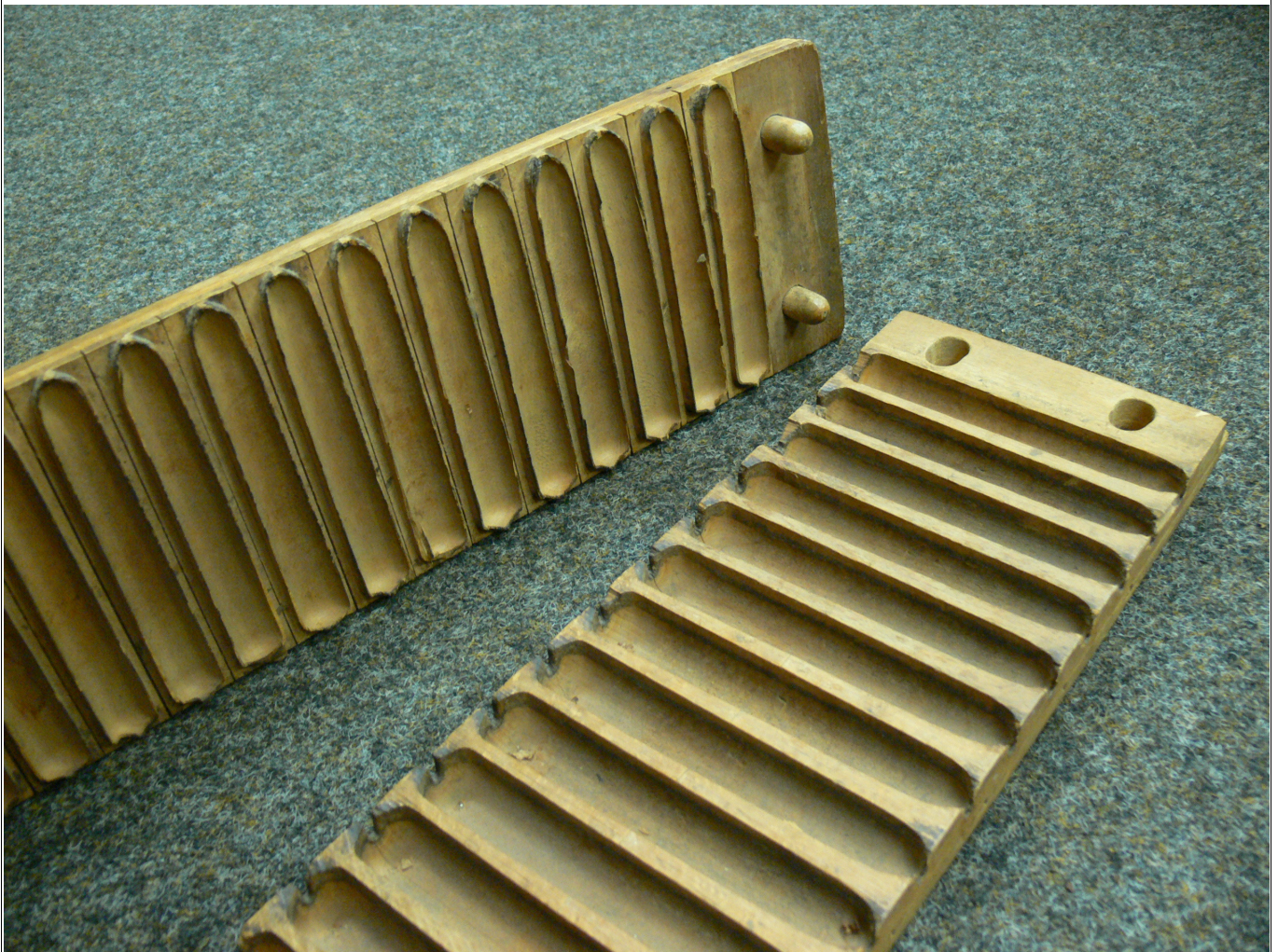


Bild 50: In der Hanauer Wickelform werden klassisch 20 Zigarrenwickel gleichzeitig gepresst.

Die Formentechnik wurde in der Mitte des 19. Jahrhunderts in der Oldenkottschen Zigarrenfabrik in Hanau erfunden (Heinrich Oldenkott & Cie mbH ist seit 1828 in Hanau ansässig). Sie stellte wohl lange Jahre ein ausgesprochenes Betriebsgeheimnis dar. Es gab jedoch anscheinend keine Patentanmeldung. Der Schreiner durfte nur für Oldenkott arbeiten und war verpflichtet, die Technik geheimzuhalten. (Buschak S. 39). Wie lange dies möglich war, ist in der verfügbaren Literatur nicht dokumentiert.

Die früheste vom Autor bislang entdeckte Information findet sich in einem Bericht von Dr. Robert Schmidt aus 1867, bei dem jedoch darauf hingewiesen wird, dass bereits mehrere süddeutsche Firmen die Technik anwenden würden. (Deutsche Industriezeitung 1867, S.408). Der Vorteil läge in der viel gleichmäßigeren Form und der gleichmäßigeren Verteilung des Tabaks in der Einlage, so dass weniger Brandfehler die Folge seien. Schmidt bot technische

Zeichnungen für die Fertigung der Wickelformen an. In den Folgeausgaben boten dann jedoch direkt Lieferanten die „Hanauer Wickelformen“ an. Wágner (S.381) nennt die Wickelform im Jahr 1888 als Standardwerkzeug in den deutschen Zigarrenfabriken. Der Siegeszug der Formen ergab sich jedoch vor allem in den Möglichkeit, höhere Stückzahlen zu fertigen und eine gute Qualität auch durch weniger geübte Zigarrenmacher zu erzielen. Insgesamt bedeutet die Wickelform eine Senkung des Stückpreises und ermöglichte so auch dem niedrigeren Bürgertum, das exklusive Produkt Zigarre in größerer Stückzahl erwerben zu können.

Komplexere Wickelformen wurden dagegen in röhrenförmige Einzelformen, sogenannte Panele, hergestellt. Durch das feuchtebedingte Quellen des Tabaks passen sich die Wickel der Panelform an und verpressen sich. Diese aufwändigere Technik erfordert wesentlich mehr Zeit, so dass die damit beauftragten Zigarrenmacherin eine entsprechend höhere Entlohnung erhielten. Teilweise wurden die Wickeln und Rollen von Panelzigarren auch weiter von der gleichen Zigarrenmacherin geleistet.

Wágner (a.a.O.) nennt für 1888 auch die „Wickelstühle“ als weit verbreitete Technik. Mit der einfache Rollmechanik mittels eine Rolltuches (analog heutiger Zigarrettendrehmaschinchen) konnten Wickeln mit doppelter, manchmal dreifacher Länge in einem Arbeitsgang gefertigt werden. Die Wickel wurden dann auch in ganzer Länge mit dem Deckblatt gerollt, getrocknet und anschließend auf die Länge der fertigen Zigarren geschnitten. Mit der damit verbundenen Verbilligung der Fertigung pro Stück wurden diese Zigarren auch für niedere Einkommensklassen erschwinglich und so zur „Zigarre des Arbeiters“. Mit der beidseitig geschnittenen Form setzte sich auch für diese Fasson der Begriff Stumpen mehr und mehr durch. Ursprünglich wurden die Stumpen als sehr einfache Fassons teilweise sogar ohne Umblatt hergestellt, wobei das Deckblatt dessen Funktion übernahm. Außerdem wurde bei den Stumpen noch auf die abschließende Pressung für die Ablage in Kästchen verzichtet.

Wágner (S.394) unterscheidet damals auch die „Zigarillos“ noch mit der Herstellungstechnik. Diese würden wie Zigaretten produziert, nur dass anstelle des Papiers Tabakblätter als Hülse gerollt werden, in die dann wie bei einer Zigarette die Einlage gestopft wird.

Die Unterscheidung nach der Herstellung wurde später nicht mehr verwendet. Es galt dann lediglich die Fasson selbst als Unterscheidungsmerkmal, wobei wesentlich die in den Verordnungen zur Steuer verwendeten Definitionen Verwendung fanden.



Bild 51: Fußbetriebener Wickelbock zur mechanisierten Herstellung von Wickel und Stumpen.

6.4. Schritt 3: Rollen



Bild 52

Zur Ausrüstung des Rollers oder „Zigarrenmachers“ gehört neben dem Messer und dem Rollbrett eine Musterzigarre, ein Schälchen mit Klebstoff, eine Schere, eine Kopftülle, Abschneidemaschine und Bündelböcke.

Das ausgewählte Deckblatt wird an den Endstücken oder vollständig mit „Tragant“ (auf Basis eines tropischen Baumharzes) oder einem anderen eiweißfreien Lebensmittelkleber bestrichen und in drei bis vier schmale, der Form des Wickels angepasste Streifen zerschnitten.

Der Zigarrenmacher nimmt aus der Form einen Wickel und rollt - vom Brandende her beginnend - einen Deckblattstreifen spiralförmig um den Wickel (Bild 52). Zu kurze oder beschädigte Deckstreifen werden „gestückelt“ (angesetzt).

Unterhalb der Spitze des Wickels angekommen, wird der noch frei gebliebene Teil des Deckblattes rund ausgeschnitten und als Kopf gerollt. Die am Brandende überstehende Teile des Deckblattes werden abgeschnitten und die Zigarre auf dem Rollbrett unter leichtem Druck hin und her gerollt, damit sich die Einlage gleichmäßig verteilt.

Um jedem Kopf eine gleichmäßige Form zu geben, wird er mit der Kopftülle „poliert“.



Bild 53: Kopftüllen, eine mit Dorn zum Stechen der Zugöffnung in die Schulter der Zigarre

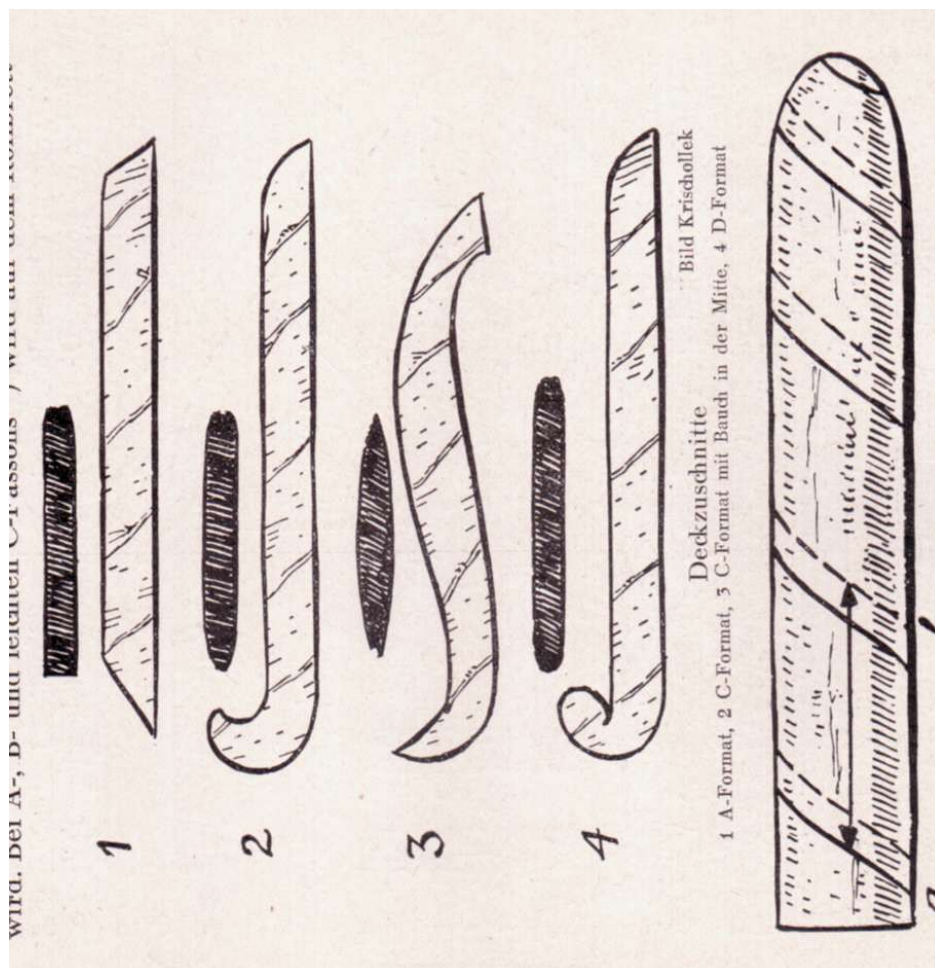


Bild 54: Schnitffassons für die Deckblätter (aus Aschenbrenner/Stahl)

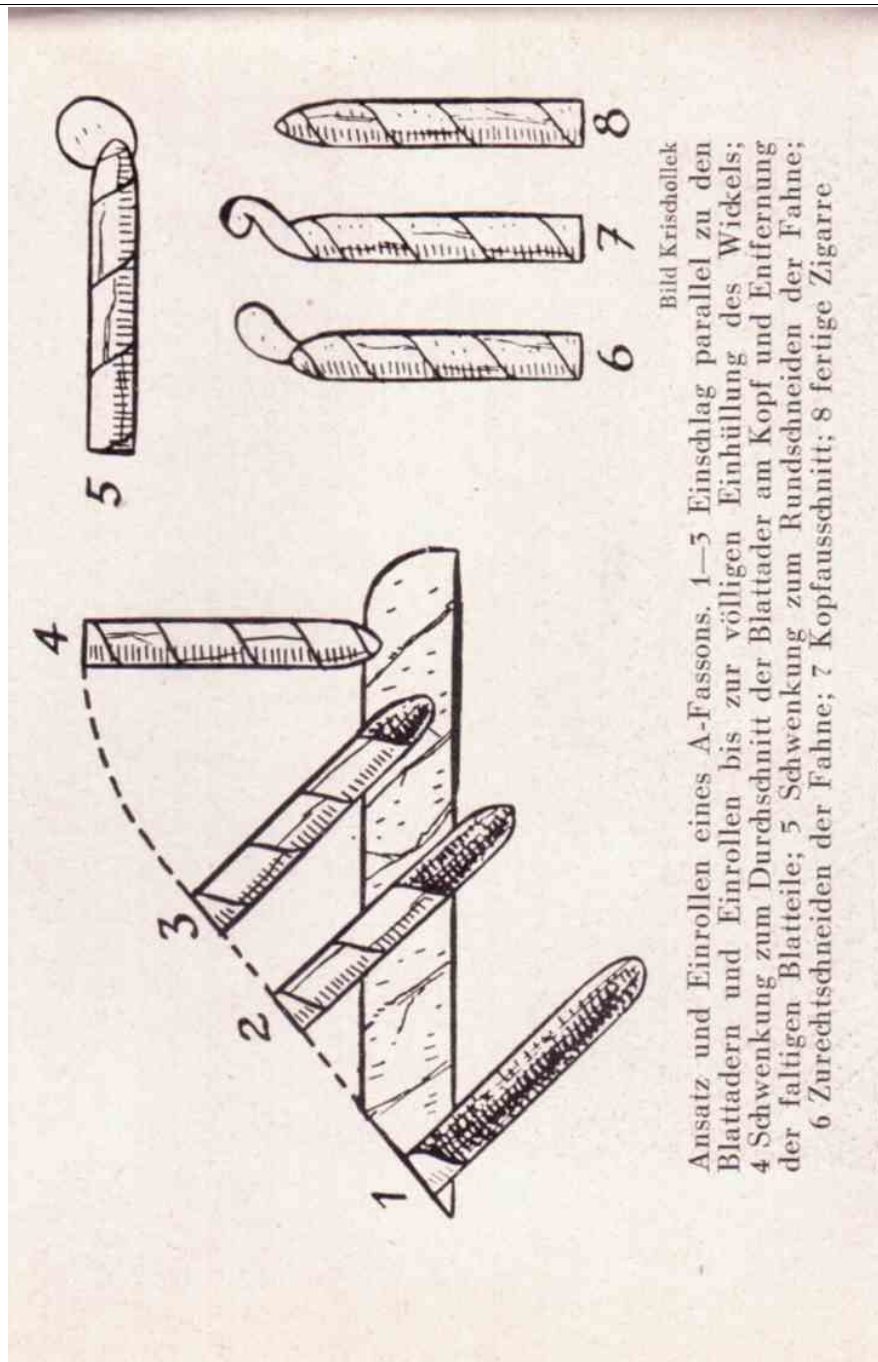


Bild 55: Rollen der Deckblätter mit „Schulter“: Die Blattrippen müssen parallel zur Zigarre liegen (aus Aschenbrenner/Stahl)

6.5. Schritt 4: Konfektionieren

Trocknen, Sortieren, pressen, Verpacken, Lagern

Die fertigen Zigarren werden zunächst auf gespannten Tüchern getrocknet und dann sortiert. Die Sortierung soll in möglichst gleichmäßigem Licht erfolgen („Nordlicht“) und erfordert ein hohes Maß an Erfahrung. Zunächst werden die „missfarbenen“ Zigarren („Fehlfarben“) aussortiert, die übrigen in 9, 12 oder sogar 72 Farbklassen geordnet. Schließlich werden in jeder Klasse noch die „Spiegel“ ausgewählt, die Zigarren, die in einer Packung zuoberst und sichtbar liegen sollen (vgl. Aschenbrenner a.a.O.).

Gegebenenfalls erhält nun jede Zigarre einen „Ring“ oder „Bauchbinde“ aus Papier. In einigen Ländern war auf der Bauchbinde das Steuerzeichen angebracht - wenn jede einzelne Zigarre versteuert werden muss.

Nach dem Sortieren werden die Zigarren in „Presskästen“, die genau eine Kistenfüllung Zigarren fassen, in die endgültige Form gepresst und aus dem Kasten als Block direkt in die Zigarrenkiste gelegt.

Stumpen wurden, wie gesagt, in der Regel nicht in Kisten verpackt – damit entfällt der letzte Pressvorgang – sondern nach dem Schneiden gebündelt und in Cellophan verpackt in den Handel gebracht.

Die Kisten sind aus Karton oder Holz gefertigt und werden mit markenspezifischen Dekoren aus Papier beklebt. Holzkisten sind in der Regel auch mit Brandzeichen versehen. Schließlich werden die Kisten mit Nägeln oder Schnappern verschlossen und mit der entsprechenden Steuermarke versiegelt.

Die Kisten selbst wurden für kleinere Fabrikbetriebe durch Zulieferer hergestellt. Größere Fabrikbetriebe fertigten die Holzkisten aus angelieferten, auf Maß zugeschnittenen Brettchen selbst. Kartonverpackungen wurden in der Regel fertig bedruckt und gestanzt angeliefert, so dass sie lediglich „aufgeklappt“ und an wenigen Stellen geklebt werden mussten.

Die Holzkisten erhielten in der Fabrik meist eine markenspezifische „Ausstattung“ mit entsprechend bedruckten, oft aufwändig geprägten und in der Druckerei maßgerecht gestanzten Papieren, die in der Zigarrenfabrik auf die Kisten aufgeklebt wurden. Teurere Zigarren erhielten manchmal eine eigene Einzelschachtel.

Üblich ist bis heute jedoch die zusätzliche Ausstattung mit einem „Ring“ oder „Bauchbinde“, oftmals mit dem Markenzeichen der Zigarre oder des Herstellers aufwändig gestaltet und geprägt. Über die Entstehungsgeschichte der Bauchbinde ranken sich manche Legenden. Die wahrscheinlichste Herkunft ist die ganz profane Situation, dass in Brasilien jede einzelne Zigarre ein Steuerzeichen tragen musste, während in anderen Ländern das Steuerzeichen auf die Verpackung geklebt wurde, wie es heute als Grundsatz gesetzlich geregelt ist. Die brasilianischen Steuerzeichen wurden immer aufwändiger gestaltet und damit die Zigarre im Verkauf entsprechend aufgewertet, so dass der Wettbewerb die Ausstattung mit aufnahm (vgl. Aschenbrenner S. 326ff).

Vor dem Verkauf lagern die Zigarren noch einige Wochen, damit „sich der Tabak verheiraten kann“: Durch weitere, fermentationsähnliche Vorgänge verändert sich nochmal der Geschmack und wird „runder“. Diese Reifezeit kann, je nach Tabaksorte, auch mehrere Monate und Jahre dauern.

Auch nach dem Verkauf muss die Lagerung unter einer bestimmten Feuchtigkeit erfolgen, da sonst die Zigarren austrocknen und spätestens beim Rauchen auseinanderfallen können - zuviel Feuchtigkeit lässt den Tabak dagegen „muffig“ werden.

Die Abschlussarbeiten wurden oft nicht den Filialen wie in Rödersheim-Gronau, sondern am Firmensitz des Herstellers durchgeführt. Fahrer brachten in der Regel einmal pro Woche mit LKW den Rohtabak in den Betrieb und holten die gerollten und getrockneten Zigarren zum Sortieren und Verpacken zum Stammwerk ab.

So schreibt Heymann (S. 64) für das Jahr 1909. *„In sämtlichen Zigarrenfabriken der ganzen Stadt Mannheim wird heute keine einzige Zigarre mehr hergestellt. Neben der kaufmännischen Leitung befindet sich hier nur das Lager, in dem die entsprechenden Lagerarbeiten vorgenommen werden, das Bekleben der Kistchen mit Etiketten, Nageln der Kistchen, Verpacken, Versand, und vor allem die Sortierung der Zigarren.“*

Diese örtliche Arbeitsteilung wurde noch begünstigt, indem die entsprechenden Maschinen derart leistungsfähig waren, dass sie die Produktion mehrerer Filialen verarbeiten konnten.

7. Fabrikstandorte der Zigarrenfabriken in Rödersheim und Alsheim



Bild 56: Ehemalige Fabrik Brunner & Schweitzer: Heute Wohn- und Gewerbeanwesen.

Zu Redaktionsschluss waren folgende Firmen bekannt, die an den verschiedenen Standorten fertigen ließen.

Friedhofstraße 8

- Brunner & Schweitzer, Mannheim (1887 bis 1918)
- Hediger & Co., Mannheim/Schweiz (Übernahme Gebr. Baer 1933) (1933 - ?) 1954/55-?
- Cigarren- und Stumpfenfabriken Gebr. Schäfer, Heidenheim (Brenz) (1955-1957 -1964)

Zur Betriebsstätte Gebrüder Schäfer ist ein Zeitungsbericht aus 1962 erhalten, aus dem deutlich wird, dass in Rödersheim Zigarren der Schäfer'schen Marken wie „Herrenkrone“, „Schäfer Stumpen“ oder „Weiße Eule“ hergestellt wurden. Die Zigarrenmarke „Weiße Eule“ ist auch heute noch im Vertrieb von Villiger & Söhne (Schweiz), die das Unternehmen Gebrüder Schäfer in den sechziger Jahren übernahmen und mit der eigenen deutschen Tochtergesellschaft zur Villiger & Söhne GmbH verschmolzen. Die Schäfer'schen Betriebsstätten wurden jedoch innerhalb weniger Jahre insgesamt stillgelegt. Gefertigt wird heute noch in Deutschland am deutschen Firmensitz in Waldshut-Tiengen an der Schweizer Grenze und in Bünde/Westfalen.

Im Leiermann

(Fabrik Wilhelm Kaufmann)

- Josef Wolf (?-1911-?)
- Felsenthal & Co., Kaiserslautern (? bis ca. 1938, 1949-1951)

Bekannte Marken (1927): El Ministro, Ornado

Hauptstraße 214

(Fabrik Ludwig Brückelmayer)

- Fa. Breig (?-1911-?)
- Konz&Schondelmeier, Kaiserslautern (Übernahme Fa. Felsenthal) (1942-44, 1947-1948-?)

Bekannte Marke: ASKA

Hauptstraße 179

(Fabrik Matthäus Fassott)

- Fa. Adolf Andes (?-1911-?)
- Fassott, Marie und Sohn, Rödersheim (1929-?)
- Rühm&Müller Zigarren-Assecoires (1951-1953)

Alsheim-Gronau, Hauptstraße

(Karl Keck, Standort 1905-1961)

- Jakob Wey, (1905-?)
- Schloss, Alzey (1924-1925)
- Kahn&Eschellmann, Mannheim (? - 1931, 1933-1936) Übernahme durch Bremer Zigarrenfabriken (BUSAG, Zeitpunkt und Bedingungen nicht bekannt)
- BUSAG, Bremen/Mannheim (1936?-1941)
- Michael Wolff, Lu-Oggersheim (nach 1948 - ? - 1961)

Fertigungs-Standorte noch nicht zuzuordnen:

- Gebr. Baer, Mannheim (?-1910- ?-1918)
- Julius Bretzheimer, Mannheim (? - 1918 -?)
- Zugenfuß, Schneider, Hördt (1879-?)
- Philipp Welker, Zweibrücken (1945-1946-?)
- Josef Bissinger, Alsheim (? - 1922 - ?)

Darüber hinaus wurden noch in kleineren Betrieben Zigarren hergestellt. Als Betriebe mit geringer Arbeiterzahl zählten sie zu den „Heimfabrikanten“, die sich nur selten zu größeren Betrieben entwickelten. In der Regel bildeten sie Zulieferbetriebe der Fabriken. Eine Ausnahme ist hier die Unternehmung von Rudolph Hetterich, der sich als „Kleinbetrieb“ mit eigenen Zigarrenmarken (zum Beispiel „Tropensonne“, „Lockvogel“, „Kostbar“) etablieren konnte und sich dann auch Zigarrenfabrik nannte. Er war damit der einzige (zur Zeit bekannte) ortsansässige Zigarrenhersteller. Erst nach dem Tod des Firmengründers schloss auch dieser Betrieb - als letzte Zigarrenfabrikation in Rödersheim-Gronau.

Ähnliche Bedeutung hatte Heinrich Kehrer (1872-1946) in Alsheim-Gronau (Dessen Söhne erhielten nach mündliche Information eigens Motorräder, um die fertigen Zigarren auszuliefern). In der Volkszählung von 1933 sind für seinen Betrieb zwei Mitarbeiter genannt. Die mithelfenden Familienangehörigen wurden nicht als Mitarbeiter gezählt. (Käufer 1936)

1887 bis 1883 meldeten 15 „Kleinfabrikanten“ ihren Betrieb an. Davon arbeiteten acht allein, zwei meldeten ihre Ehefrau als Mitarbeiterin an, vier beschäftigten einen Gehilfen. Lediglich Sebastian Dörr meldete am 6.10.1887 seinen Betrieb mit acht Gehilfen an. Die Geschäftsaufgaben dieser Meldungen sind nicht aufgezeichnet.

Rödersheimer Zigarrenfabrik im Ausland

Eine Sonderstellung zeigt die Zigarrenfabrik Janson, die um 1893 von dem Rödersheimer Peter Adam Janson in Rollingergrund / Luxembourg gegründet wurde.

Infolge des Kriegsendes musste die Firma 1918 schließen, der Gründer wanderte nach Südamerika aus, sein Sohn kehrte nach Rödersheim zurück.



Bild 57: Belegschaft Zigarrenfabrik Janson, Rollingergrund um 1900, Bild 58: Firmengebäude heute, Bild 59: Eröffnungsanzeige



8. Jüdische Firmen mit Betrieben in Rödersheim und Alsheim

(Vgl. hierzu auch S. 23 dieser Arbeit)

Die Rolle der jüdischen Makler und Fabrikanten in der Zigarrenindustrie der Pfälzer Landgemeinden ist bis 1938 nicht zu unterschätzen. Zum Einen drängt sich die These auf, dass Makler nicht unwesentlich zur Errichtung von ländlichen Betriebsstätten beigetragen haben, zum Anderen die jüdischen Fabrikanten ebenso wie ihre deutschen Kollegen entsprechende Betriebsstätten unterhielten.

Die wenigen jüdischen Mitbürger in Alsheim und Rödersheim pflegten als Makler und Zwischenhändler für die örtlichen Agrarprodukte ein weites Beziehungsnetz, so auch zu den zahlreichen jüdischen Tabakfabrikanten in Mannheim.

„Da, soweit keine genossenschaftliche Organisationen bestehen, jeder einzelne Bauer seinen Tabak für sich verkauft, der Händler diese aber nicht kennt, so ist diese Vermittlung durch einen Makler unentbehrlich...“ (Heymann S.12). Es ist nicht unwahrscheinlich, dass über diese Beziehungen der Fabrikstandort Alsheim-Rödersheim erst bekannt wurde.

Eine Reihe jüdischer Fabrikanten lies hier im Laufe der Jahre fertigen. Im Ortsarchiv ist mit Briefen der Vorgang dokumentiert, dass die Firma Gebrüder Bär aus Mannheim nach Kriegsende 1918 auf Anfrage der Dürkheimer Sozialversicherungsstelle bereit waren, ihren Betrieb in Rödersheim wieder aufzunehmen und entsprechend Arbeitsplätze zu schaffen. Der dokumentierte Versuch scheiterte jedoch letztlich an den Hemmungen durch die Grenzübergangsbeschränkungen zur französischen Besatzungszone: Die Behörde erwirkte zwar einen Grenzübergangsschein, der Passierschein für den Rheinübergang wurde jedoch verwehrt.

Die wenigen zu diesem Thema noch vorhandenen Ortsakten belegen Rödersheimer und Alsheimer Betriebsstätten der jüdischen Unternehmen Gebr. Bär, Feibelman und Kahn&Eschelman aus Mannheim sowie Felsenthal&Co aus Kaiserslautern.

Ihre Unternehmen wurden in der Zeit des Nationalsozialismus an deutsche und schweizer Fabrikanten übertragen. Die Übertragung erfolgte teilweise vorausschauend durch die Unternehmer selbst (Felsenthal&Co / Schondelmeier, Hediger / Feibelman, Kahn&Eschelman / Bremer Zigarrenfabriken) oder durch Zwangsarisierung (Gebr.Baer / Burckhard.).

Da die Hauptsitze dieser Firmen nicht am Ort lagen, waren die örtlichen Betriebsstätten nur indirekt betroffen. Es ist keine durch die Arisierung begründete Betriebsschließung oder -ansiedlung bis 1945 bekannt.

Die jüdischen Familien in Alsheim hatten den Ort bis 1900 bereits verlassen, die örtliche Synagoge wurde um 1905 Teil der Zigarrenfabrik Keck. In Rödersheim wurden die letzten vier jüdischen Mitbürger der Familien Heim und Reiss Opfer des Holocausts.

Die Übernahme der jüdischen Fabriken war selten eine Wettbewerbsmaßnahme. Besonders interessant für die aufkaufenden Firmen war die Möglichkeit, die Tabakkontingente zu übernehmen. Die Tabake wurden bereits vor 1933 den Firmen – gleich ob „deutsch“ oder „jüdisch“ – nicht mehr im freien Handel erworben werden, sondern wurden ihnen durch eine zentrale Behörde zugeteilt. Folgend werden die bekannten Firmendaten stichwortartig aufgeführt (soweit nicht anders vermerkt nach Thaler, S.174ff):

Felsenthal & Co, Kaiserslautern

Gegründet 1892 als Zigarren- und Rauchtabakfabrik Felsenthal&Co von L.Felsenthal, A.Rosenbaum und A.Levy

Beschäftigte insgesamt (soweit nicht anders angegeben nach Christmann 1976, S. 263)

1892 550 (Münch 1951, S.341)

1897 100

1914 150 Beschäftigte (Matheus 1995)

1917 1000

1949 200

1938 Übernahme der Firma Albert Schondelmaier, KL durch die „Schwesterfirma“ Eduard Schondelmaier (mit Filialbetrieben in Rödersheim und Alsheim)

Zigarrenmarke „ASKA“

(Quelle: Zeitungsberichte zur Chronik Fa. Eduard Schondelmaier, ca. 1955, Privatarchiv Schondelmaier Kaiserslautern)

Auch 1938

„Arisierung“ durch Verkauf von Gesellschaftsanteilen an die Fa. Kautz&Schondelmaier, Umbenennung in Felsenthal&Co Nachf., dann Kautz&Schondelmaier KG

Die jüdischen Inhaberfamilien Levy und Felsenthal wandern aus in die USA

Nach 1945 Umbenennung in Felsenthal&Co GmbH,

Restitutionsverfahren

Wohl unter Vermittlung des Kaiserslauterer Kaufmann Franz Göbel: Eugen Levy, Fr.Witwe Felsenthal sowie Albert, Eduard und Walter Schondelmaier (Bericht RheinPfalz, 31.12.1949, Privatarchiv Schondelmaier) (Gesprächsnotiz Roland Paul mit Leo Felsenthal vom 24.7.1991, Archiv des Instituts für pfälzische Geschichte und Volkskunde Kaiserslautern)

Geschäftsführer Eugen Levy, Tabakhändler in New York und Albert Schondelmaier, Kaiserslautern

1956 Übertragung und Umfirmierung in „Albert Schondelmaier“ Die Konditionen der Übertragung waren derart vereinbart, dass die Firma die finanzielle Belastung langfristig nicht erwirtschaften konnte (Gesprächsnotiz mit Hr. Schondelmaier jr. in Kaiserslautern 2008)

1963 Stilllegung

Gbr. Feibelman, Mannheim,

Tullastr. 14, Betriebsstätte in Rödersheim ab 1931

Febr. 1933 Eintritt von Richard, Eugen, Erich Hediger in die Firma mit 51% der Ges.Anteile, Feibelman 49% als stille Kommanditisten ohne Handlungsberechtigung

Ab dann benannt als Hediger & Co

1936 verzeichnet das Unternehmen ein Haupt- und acht Filialbetriebe mit 1120 Mitarbeitern
Inhaber Hediger & Söhne in Reinach, Kanton Argau (heute nicht mehr bestehend)

Von einer Reihe Schweizer Firmen, die den Zigarrenmarkt im Deutschen Reich mit Niederlassungen und Tochterfirmen zu erreichen suchten, zählten Hediger & Söhne zu den „Spätstartern“. Die Übernahme geschah eher als Fusion und „kontrolliert“, es wurden auch Gesellschaftsanteile getauscht. Die Produktion wurde dann ab 1939 in Deutschland durch die Eindrücke des Krieges und den zusammenbrechenden Markt sukzessive zurückgefahren und die Betriebe im Laufe der Jahre geschlossen.

Gebr. Bär Mannheim Zigarrenfabriken

1938 Arisierung durch Zwangsverkauf, Käufer Arthur Burckhardt, Heidelberg

Gegründet 1886, Filialbetriebe in Reilingen, Wiesenthal, Gauangelloch und Rödersheim
(Deutsches Reich 1910, S. 157)

Vor 1918 und 1933 Betrieb in Alsheim nachgewiesen, jedoch keine weiteren Angaben zum Standort in den Archiven bislang auffindbar

Kahn und Eschelman, Mannheim,

Das Unternehmen wurde von den Bremer Zigarrenfabriken, vorm. Biermann & Schörling im Zuge der Arisierung nicht vor 1938 übernommen.

Denn Käufer nennt noch für das Jahr 1938 138 Mitarbeiter, davon

in Alsheim 55 ortsansässige Beschäftigte (davon 20 männlich) an einem nicht bekannten Standort. Mit der Beschäftigtenzahl ist die Fabrik Keck denkbar.

Mit der Einwohnerzahl in Alsheim zu dieser Zeit mit insgesamt 407 ist der Betrieb auch zu diesem Zeitpunkt mit hoher Wahrscheinlichkeit größter Arbeitgeber am Standort.

Quelle: Käufer in: Karl Kleeberger (Hrsg) Heimatblätter für Ludwigshafen am Rhein und Umgebung, 1936

Literaturverzeichnis/Quellen

Karl-Friedrich Ackermann: Entwicklung des Mannheimer-Ludwigshafener Hafenumschlags, Dissertation an der Mannheimer Wirtschaftshochschule 1966

Hermann Arnold,: Von den Juden in der Pfalz, Speyer 1967

Sebastian Arnold (Hrsg), Wendezeiten – Neues aus der Geschichte von Rödersheim-Gronau, 2009

H. Aschenbrenner u. Dr. Günther Stahl: Handbuch des Tabakhandels, 4.Auflage Berlin 1939

A. Bartels: Die Strukturwandlungen in der deutschen Zigarrenindustrie und ihre Ursachen, Dissertation Hamburg 1961

Willy Buschak: Von Menschen, die wie Menschen leben wollten, Köln 1985

Oswald Beck: Veränderungen in der Wirtschafts- und Sozialstruktur der Vorderpfalz und ihre Auswirkungen auf das Landschaftsbild seit dem Ende des 19. Jahrhunderts, Dissertation Mainz 1963

Erich Bertram: Volkswirtschaftliche Probleme der Zigarettenindustrie, Greifswalder Staatswissenschaftliche Abhandlungen, Greifswald 1931

Dagmar Burgdorf: Blauer Dunst und Rote Fahnen.Ökonomische, soziale, politische und ideologische Entwicklung der Bremer Zigarrenarbeiterschaft im 19. Jahrhundert, Brockkamp 1984

Ernst Christmann und Heiz Friedel, Kaiserslautern einst und jetzt, 2 Auflage, Kaiserslautern 1976

C. Clemm-Lennig: Künstlicher Dünger, in: Blätter für Landwirthschaft und Gewerbewesen des Landwirtschaftlichen Kreiskomitees und dem Verein zur Beörderung der Gewerbe in der Pfalz (Hrsg), Speyer 1862

Distler, Wilhelm, Glatt, Jochen: Die Lokalbahnen in der Vorderpfalz, Ludwigshafen 2010, auch in Schreiner, Werner: Den Sprung zur Vollbahn nie geschafft, in: Heimatjahrbuch Bd 14 des Landkreis Ludwigshafen, 1997

Deutsche Industriezeitung, Jahrgänge 1867 und 1868

Julius Ehrenheim: Die Industrie der Pfalz in ihren Standortgrundlagen, Dissertation Heidelberg 1914/1932

Maria Forster-Rettelbach: Der unterirdische Quell, Märchen und Erzählungen, Dettingen 1958

Irmtraud Gensewich: Die Tabakarbeiterin in Baden 1870-1914, Dissertation München 1985, veröffentlicht im Institut für Landeskunde und Regionalforschung der Universität Mannheim 1986

Geiger, Preuß, Rothenberger: Pfälzische Landeskunde, Bd. 3, Landau 1981

Eberhard Gothein: Die Schifffahrt der deutschen Ströme, 2.Band, Geschichtliche Entwicklung der Rheinschifffahrt im 19.Jahrhundert, Leipzig 1903

Wolfgang Hardtwig: Strukturmerkmale und Entwicklungstendenzen des Vereinswesens in Deutschland 1789-1848, in: Otto Dann (Hrsg.) Historische Zeitschrift, Beiheft 9 – Vereinswesen und bürgerliche Gesellschaft in Deutschland, München 1984

Hans Hartig: Die wirtschaftliche Eigenart der Pfalz, Dissertation Köln 1930

Otto Heymann: Die Entwicklung des Pfälzer Tabakhandels seit den 70er Jahren, Dissertation, Karlsruhe 1909

Dr.Dr. Nikolaus Hofen: „Die Vereinsgründung“, Lustspiel in drei Akten, Akt 1 und 3, in: Sebastian Arnold, Wendezeiten – Neues aus der Geschichte von Rödersheim-Gronau, 2009

Dr.Dr. Nikolaus Hofen: Der St. Elisabethenverein zu Rödersheim e.V.“ im Spiegel eines Jahrhunderts (1898-1998) in: Festschrift 100 Jahre St. Elisabethenverein Rödersheim e.V., Rödersheim 1998, S.18-32

Alfons Hueber: Das Vereinsrecht im Deutschland des 19. Jahrhunderts, in: Otto Dann (Hrsg.), Historische Zeitschrift, Beiheft 9 – Vereinswesen und bürgerliche Gesellschaft in Deutschland, München 1984

Theodor Kappes: Die Arbeiterverhältnisse in der Zigarrenindustrie Badens, Dissertation Freiburg 1926

E. Käufer in: Karl Kleeberger (Hrsg) Heimatblätter für Ludwigshafen am Rhein und Umgebung, 1936

Kirchenchor St. Leo Rödersheim: Festschrift 75 Jahre Kirchenchor St.Leo Rödersheim, Rödersheim-Gronau 1974

Michael Matheus (Hrsg): Juden in Deutschland Stuttgart 1995

Müller, Adolf: Die Grundlagen der pfälzischen Landwirtschaft und die Entwicklung ihrer Produktion im 19. Jahrhundert bis zur Gegenwart, Leipzig 1912

Ottheinz Münch:Kaiserslautern 1276 – 1951, Kaiserslautern 1951

Franz Mussler: Die Entwicklung der Zigarrenindustrie Badens,Dissertation 1925

Klaus Nathaus: Organisierte Geselligkeit; Deutsche und britische Vereine im 19. und 20. Jahrhundert, Göttingen 2009

Philipp Neufeld: Unser Verein, in: Festschrift 60 Jahre Turnverein Rödersheim, 1957, S. 11-16

Joseph Osswald: Mannheims Umschlagverkehr von 1879 bis 1908, Diss. Heidelberg 1910

Michael Reiss: Die Zigarrenfabriken August Neuhaus Schwetzingen, 2.Auflage 1991, Bürgermeisteramt Schwetzingen

Rheinpfalz-Verlag, Todesurteil für den feurigen Elias, in: Die Rheinpfalz – Neustadt, Nr. 48 vom 26. Februar 1951, S.5

Rudi Rodach, Vereinschronik des MGV Frohsinn, in: 100 Jahre MGV Frohsinn Rödersheim, Festschrift zum 100jährigen Jubiläum oder Über die Lebenskraft eines Hundertjährigen, Rödersheim-Gronau 1987, S. 43-61

Otto Roller: Die pfälzische Wirtschaft von den Gründerjahren bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges, in: Beiträge zur pfälzischen Wirtschaftsgeschichte, Bd. 58

Josef Sattel: Die Beziehungen zwischen Landwirtschaft und Industrie, Diss., Mannheim 1935
 Heinrich Schlütte: Die Cigarrenfabrikation, Anleitung zur Fabrikation von Cigarren, Quedlinburg/Leipzig 1846, Reprint deutscher Hochschulverlag Bremen 2010

Emanuel Schreiber: Der Tabacks- und Cigarrenfabrikant, in der Reihe Neuer Schauplatz der Künste und Handwerke, Band 183, Weimar 1850

Werner Schreiner: Den Sprung zur Vollbahn nie geschafft, in: Heimatjahrbuch Bd. 14 des

Philipp Schwab: Der Tabakanbau in der Pfalz und in Holland, Karlsruhe 1852

Winfried Seelinger: Familien in Alsheim-Gronau und Rödersheim 1404 bis 1904, Rödersheim-Gronau 2004

Frank Seelinger: Die Auswanderung aus der Pfalz nach Nordamerika im 18. und 19. Jahrhundert unter besonderer Berücksichtigung der Auswanderer aus der Verbandsgemeinde Dannstadt-Schauernheim, Facharbeit 1988 (Bestand Landesbibliothek Speyer)

Bernhard Schmerer: Freizeitvereine und Eliten in der Kommunalpolitik am Beispiel der Stadt Bad Dürkheim, Ammersbek 1990

Frank Swiacny: Die Juden in der Pfalz und in Nordbaden im 19. Jahrhundert und ihre wirtschaftlichen Aktivitäten in der Tabakbranche. 1996

Klaus Tenfelde: Die Entfaltung des Vereinswesens während der Industriellen Revolution in Deutschland 1850-1873, in: Otto Dann (Hrsg.) Historische Zeitschrift, Beiheft 9 – Vereinswesen und bürgerliche Gesellschaft in Deutschland, München 1984

Urs Thaler: Unerledigte Geschäfte, Zürich 1998

Die Tabakzeitung, Nr. 39, 23.9.1960 (Sonderdruck): „Weisse Eule“ - Sternfahrt

Ferdinand van den Bergh: Die Felsensprengungen im Rhein bei Bingen, Koblenz 1834

Wilhelm Volkert, Richard Bauer: "Handbuch der bayerischen Ämter, Gemeinden und Gerichte 1799-1980", München 1983

Ladislaus von Wágner: Tabakkultur, Tabak- und Zigarrenfabrikation sowie Statistik des Tabakbaus, Tabakhandels und der Tabakindustrie, Reihe Neuer Schauplatz der Künste und Handwerke, 183. Band, 5. Auflage, Weimar 1888

Wörishoffer: Die Sociale Lage der Cigarrenarbeiter im Großherzogtum Baden, Karlsruhe 1890

Zech, Josef: Überzeugungen und Lebensart unserer Vorfahren, in: 100 Jahre MGv Frohsinn Rödersheim, Festschrift zum 100jährigen Jubiläum oder Über die Lebenskraft eines Hundertjährigen, Rödersheim-Gronau 1987, S. 31-36

Zech, Josef: „Die Rödersheimer Glocken“ in: 250 Jahre Pfarrkirche St. Leo Rödersheim, Speyer 1989

Bildnachweise

(Angabe der Bildnummern zugeordnet zu den Rechteinhabern)

Digitales Medienarchiv Rödersheim-Gronau, Leo Scheller:

1, 2, 3, 4, 5, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 20, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 33, 35, 36, 39, 40, 43, 44, 57, 58, 59

Sebastian Arnold, Rödersheim-Gronau: 6, 9, 12, 19, 21, 22, 34, 37, 38, 41, 42, 46, 47, 48, 49, 50, 51, 52, 56,

Aschenbrenner/Stahl 1939 (vgl. Liter.verz., keine Rechte bis 2012 ermittelbar): 45, 54, 55

Dr.Dr. Hofen (vgl. Literaturverzeichnis, Foto Arnold): 32

Jochen Glatt (vgl. Literaturverzeichnis): 10, 11

Technoseum Mannheim (Fotos Arnold): 40, 41

BEI GRIN MACHT SICH IHR WISSEN BEZAHLT



- Wir veröffentlichen Ihre Hausarbeit, Bachelor- und Masterarbeit
- Ihr eigenes eBook und Buch - weltweit in allen wichtigen Shops
- Verdienen Sie an jedem Verkauf

Jetzt bei www.GRIN.com hochladen
und kostenlos publizieren

